

# Die »Erinnerungen« Joseph Bernharts als autobiographisches und zeitgeschichtliches Dokument

Von Manfred Weitlauff

Einer älteren Dame aus seinem weiten Münchener Bekanntenkreis, die Kunde davon erhalten hatte, daß er an seinen »Erinnerungen« schreibe, und sich ihm gegenüber besorgt zeigte, er könnte in diesen über die privaten Lebensumstände eines längst verstorbenen Freundes, der auch ihr sehr nahegestanden hatte, berichten, antwortete der damals vierundachtzigjährige Joseph Bernhart<sup>1</sup>: »Was ich über den Freund« — es handelte sich um den Münchener Kunsthistoriker Prof. Dr. Joseph Popp (1867–1932), Priester des Erzbistums München und Freising<sup>2</sup> — »bisher mitgeteilt habe, würde, glaube ich, Ihre Billigung finden, einschließlich der Bemerkungen über das Verhältnis zu Franz Xaver Thalhofer« (1867–1925), dem Pädagogen an der Lehrerbildungsanstalt Pasing, der ebenfalls Priester gewesen war<sup>3</sup>. »Ich habe beide Männer aus der Stimmung der Pietät gewürdigt, in der ja auch meine selige Frau mit mir einig war.« Und er fuhr fort: »Meine Selbstdarstellung verfolgt den Zweck, meine persönlichen Schicksale in ihrer Verflechtung mit den kirchlichen Verhältnissen von 1900 bis heute darzustellen. Versteht sich, daß auch mein ganzer Verkehrskreis, der klerikale und laikale, zur Sprache kommt; worunter wir drängenden Reformen durch Jahrzehnte zu leiden hatten, ist heute größtenteils eben zur Materie der konziliaren Diskussion geworden.«

Joseph Bernharts »Erinnerungen«, die wir Ihnen heute im Rahmen dieser Akademietagung in ungekürzter Fassung präsentieren können<sup>4</sup>, sind — wie »Erinnerungen« zumeist — ein Alterswerk, verfaßt am Abend und aus der Rückschau eines langen Lebens. Joseph Bernhart stand in seinem fünfundsiebzigsten Lebensjahr, als er, bedingt durch die fortschreitende Ermüdung seiner Augen und durch dringenden ärztlichen Rat, sich strenge Schonung aufzuerlegen, den lange gehegten Plan, eine »Problemgeschichte der Frömmigkeit« zu schreiben, endgültig aufgab: »Arbeiten, die Bücherwälzen erfordern, ver-

<sup>1</sup> Joseph Bernhart an Schulrätin a. D. Thekla Hug, Türkheim, 12. September 1965. Nachlaß Bernhart. Bayerische Staatsbibliothek München (Nachl. B.).

<sup>2</sup> Biogramme über alle in diesem Beitrag genannten Personen finden sich im Anmerkungs- und Dokumentenband zu den »Erinnerungen« Joseph Bernharts (siehe Anm. 4).

<sup>3</sup> Zu Franz Xaver Thalhofer, der in den »Erinnerungen« des öfteren begegnet, siehe ausführlich ebd. 1156 f.

<sup>4</sup> Bei der Akademietagung »Suche nach dem Sinn.« Joseph Bernhart (1881–1969). Aus Anlaß des Erscheinens seiner »Erinnerungen« am 9. Mai 1992 im Kardinal Wendel Haus zu München, veranstaltet von der Katholischen Akademie in Bayern in Zusammenarbeit mit der Joseph-Bernhart-Gesellschaft, wurde der Text-Band der »Erinnerungen« Joseph Bernharts, erschienen im Anton H. Konrad Verlag Weißenhorn, präsentiert. Inzwischen liegt auch der Anmerkungs- und Dokumenten-Band vor: Joseph Bernhart, Erinnerungen 1881–1930. Herausgegeben von Manfred Weitlauff. Erster Teil: Text [S. 1–932]; Zweiter Teil: Anmerkungen und Dokumente [S. 943–2094], Weißenhorn 1992. — Da sich die folgenden Ausführungen in der Hauptsache auf diese »Erinnerungen« stützen, beschränken sich die Anmerkungen in der Regel auf den Nachweis wörtlicher Zitate.

bieten sich nun von selbst. So befolge ich den Rat schon lange drängender Freunde, die von mir ›Erinnerungen‹ erwarten. Habe ich nicht von großen Aktionen zu reden, so immerhin von einem nicht alltäglichen Weg durch fünfzig Jahre innerkatholischer Auseinandersetzung unter dem Andrang der autonomen Modernität. Ich werde es als freier Mann dabei leichter haben als mein verstorbener Freund [der Priesterdichter] Peter Dörfler [1878–1955], wiederum schwerer, weil die Historie keine Transfigurationen erlaubt« — so Joseph Bernhart in einem Brief an Bundespräsident Professor Dr. Theodor Heuss<sup>5</sup>. Ein dreifaches Motiv bewog ihn zu diesem Entschluß. Es war seine Absicht, eine Selbstdarstellung, einen Lebensbericht also, vorzulegen, und zwar im Sinne einer »Rechenschaft über meine Wege und Umwege«<sup>6</sup>, mit anderen Worten: über seinen von Irrung und Komplikation nicht freien Lebensgang, den er aber — aus der Rückschau des Alters — dankbar als glückliche Fügung empfand. Natürlich ging es ihm, als er am 23. April 1956 mit der Niederschrift begann, zunächst um die Beantwortung der autobiographischen Grundfrage, die Thomas Mann einmal treffend so formuliert hat: »Wer bin ich, woher komme ich, daß ich bin, wie ich bin, und mich anders nicht machen noch wünschen kann?«<sup>7</sup> Ergründung des eigenen Selbstverständnisses und das Moment der Recht-

<sup>5</sup> Joseph Bernhart an Bundespräsident Prof. Dr. Theodor Heuss, Türkheim, 7. Oktober 1956. — Am 23. Oktober 1964 schrieb Joseph Bernhart an den Frankfurter Germanisten Prof. Dr. Paul Stöcklein (1909–1992):

»Lieber Dr. Stöcklein!

Lange hat mich keine Post so erfreut wie Ihr Eichendorff [Paul Stöcklein, Joseph von Eichendorff (=rowohlts monographien 84), Reinbek bei Hamburg 1963] mit seiner Widmung. In den Jahren, da Sie mir verschollen blieben, habe ich viele Gespräche mit Ihnen geführt, ohne Ihren Spruch und Widerspruch. In Bamberg, im Blick auf die Stadt hinunter, haben wir zuletzt das lebendige Wort getauscht. Damals drängten Sie mich, Erinnerungen aufzuzeichnen. Inzwischen bin ich alt genug geworden, um Ihren und mancher Leute Wunsch zu erfüllen, und im ›Hochland‹ haben Sie vielleicht bemerkt, daß ich angefangen habe, mit der Sache Ernst zu machen. Im Schreiben aber weitet und weitet sich der Stoff, daß ich der Jahre wegen fürchten muß, nicht mehr zu Rande zu kommen. Vergangenes Frühjahr, als ich ein Krankenhaus beziehen mußte, sah es so aus, als fiel mir die Feder nun bald aus der Hand. Zum Troste sagte ich mir, daß doch alles verfrüht ist, was der Mensch vor seinem Tode schreibt. Aber ich kam wieder auf die Füße. Nun wollte ich, ohne mich selber wichtig zu nehmen, doch erzählen, was mit mir gewesen, und was im Gewoge mit Menschen und Zeiten aus mir geworden ist. — Aber lassen wir das und kehren uns zu Ihrem Eichendorff.

Schön, daß Rowohlts den herrlichen Mann, den unsere Jungen und Jüngelchen nur belächeln, nicht übersehen, vollends Ihnen zur Darstellung anvertraut hat. Nun *ist* er auch dargestellt, nicht er allein, — wie vieles noch mit ihm, ja durch ihn, was doch keiner vergessen kann, der in der allgemeinen *superbia apostolica* die Sache, ja schon den Begriff der Ehrfurcht noch nicht verloren hat. Ich habe Ihr Werk so sehr als heilsam empfunden, daß ich es mir immer (so wie mein Arzneifläschchen) in der Nähe greifbar halte, und so am Tage wie in der Nacht. Heilsam — ich weiß, keine kritische Kategorie, — oder die höchste allein?

Ich wünsche mir sehr, Ihnen noch einmal zu begegnen, und hege diesen Wunsch als zuversichtliche Hoffnung. Für heute mein herzlicher Dank und Gruß

Ihr alter Joseph Bernhart.«

Abschriften beider Briefe in Nachl. B. (siehe Anm. 1). —

Paul Stöcklein, *Der unbeugsame Dissident Josef[!] Bernhart*, in: Ders., *Einspruch gegen den Zeitgeist. Begegnungen und Reflexionen aus den Jahren 1930 bis 1990*, Bonn–Berlin 1992, 108–118.

<sup>6</sup> Aufzeichnung von Frau Franziska Wenger, seiner langjährigen Mitarbeiterin und Betreuerin.

<sup>7</sup> »Wer bin ich, woher komme ich, daß ich bin, wie ich bin, und mich anders nicht machen noch wünschen kann? Danach forscht man in Zeiten seelischer Bedrängnis.« Thomas Mann, *Betrachtungen eines Unpolitischen* [Berlin 1918] (= Thomas Mann. Politische Schriften und Reden 1 [Fischer Bücherei. Moderne Klassiker 116]).

fertigung des »so und nicht anders«, vor sich selbst und vor der Öffentlichkeit, verbinden sich hier. Daß für Joseph Bernhart der so verstandene autobiographische Aspekt, nämlich der Gedanke einer »Apologia pro vita sua«, entschieden im Vordergrund stand, deutete er durch die einigermaßen überraschende Selbsteinführung schon im ersten Satz der Vorbemerkung an: »Der Verfasser, seit 1904 katholischer Priester, seit 1913 verheiratet ...«<sup>8</sup>. Zugleich allerdings wehrte er jeden möglichen Versuch, ihn auf Grund dieses Tatbestands für eine bestimmte parteiliche Richtung oder Propaganda zu vereinnahmen, »a limine« ab: Er habe gleichwohl »das Gesetz des ehelosen Priesters nie und auch in diesem Buch nicht angetastet, nur die Praxis der Exkommunikation und gesellschaftlichen Diffamierung der sich verhehelichenden Priester«; im übrigen habe er ungeachtet der mit seiner Verheiratung eingetretenen Exkommunikation auch seinen Beruf als katholischer Schriftsteller stets »ohne Widerspruch zur dogmatischen und moralischen Lehre der Kirche« ausgeübt<sup>9</sup>.

Seine hier ausdrücklich bekräftigte Loyalität gegenüber der Kirche, in welcher er sich trotz bitterer Erfahrungen lebenslang nie hatte beirren lassen, hinderte ihn freilich nicht daran, die kirchlichen Verhältnisse insbesondere seit der Jahrhundertwende, unter denen er, aber auch seine ihm gleichgesinnten Freunde schmerzlich gelitten hatten, deren Enge ihnen geistige Atemnot bereitet hatte, mit denen seine »persönlichen Schicksale« und jene seiner Freunde verflochten gewesen waren, ja die ihnen allen — auf je unterschiedliche Weise — zum Schicksal geworden sind, — diese kirchlichen Verhältnisse, überhaupt die damalige »administrative Kirche«, als »gebrannter« Zeitzeuge einer kritischen Beleuchtung zu unterziehen. Dies war das zweite Motiv für die Abfassung seiner »Erinnerungen«. Und das dritte Motiv: das immerhin befreiende Bewußtsein des — inzwischen von seiner Kirche rekonzilierten — alten Mannes, als kirchlicher Tradition zuinnerst verpflichteter, aber zugleich aus katholischer Universalität schöpfender philosophischer und theologischer Denker ein Leben lang unter widrigsten Umständen und härtesten persönlichen Opfern — fast wider alle Hoffnung — in Wort und Schrift, ausgesprochen und unausgesprochen, für ein Anliegen sich eingesetzt und gekämpft zu haben, das im Jahre 1962 ein ökumenisches Konzil, das Zweite Vatikanum, sich als Fundamentalanliegen zu eigen machte: nämlich gekämpft zu haben für einen geistigen Neuaufbruch, für geistige Weite und Dialogbereitschaft der Kirche als unabdingbare Grundvoraussetzung, um in der Zukunft ihrem pastoralen Sendungsauftrag, der Dienst am modernen Menschen in der Verantwortung vor Gott sein muß, gerecht werden zu können. Joseph Bernhart hat die Problematik dieses ihn unablässig bewegenden Anliegens, dem bei aller thematischen Verzweigung im einzelnen im Grunde sein ganzes schriftstellerisches Lebenswerk galt, an anderer Stelle einmal auf diesen »Punkt« gebracht: »Ich bin — mit Goethe — im tiefsten überzeugt, daß wir hinter das Christentum, >da es einmal erschienen ist<, nicht wieder zurückkönnen, daß aber die gewaltigen Fragen der Zukunft,

---

Frankfurt a. M. – Hamburg 1968, 85; ders., Lübeck als geistige Lebensform, in: Ders., Über mich selbst. Autobiographische Schriften, Frankfurt a. M. 1983, 28–50, hier 38.

<sup>8</sup> Bernhart, Erinnerungen I 11.

<sup>9</sup> Ebd.

solche des Denkens und der Praxis, gewaltige Fragen auch für den Lehrbegriff der verkündigenden Kirche bedeuten«<sup>10</sup>.

»Wer bin ich, woher komme ich, daß ich bin, wie ich bin ...«: Für Joseph Bernhart wurde diese Frage in der Tat je länger je mehr zu einer erregenden Existenzfrage. Gewiß, er war der Sohn des aus Türkheim gebürtigen und am Rentamt Ursberg beschäftigten Oberschreibers Joseph Bernhart (1853–1916), den der Vater, der Türkheimer Nagelschmied Andreas Bernhart, weil für einen handwerklichen Beruf nicht genügend robust, zudem augenkrank und schwerhörig, aber immerhin schulisch begabt und lernbegierig, — wohl nicht ohne Mühe — im staatlichen Dienst untergebracht hatte. Seine Mutter Petronilla, geborene Hillenbrand (1858–1941), kam aus einem armseligen Gütleranwesen in Thannhausen<sup>11</sup>. Beide Eltern waren schwäbischer Herkunft und stammten aus kleinen bäuerlich-handwerklichen Verhältnissen. Für Petronilla aber galt die Ehe mit dem, wenn auch kleinen und lebenslang kränklichen, königlich-bayerischen Beamten Joseph Bernhart, 1879 in Ursberg geschlossen, jedenfalls als »gute Partie«. In Ursberg stand auch Joseph Bernharts Wiege. Dort, im alten Bau der säkularisierten Prämonstratenser-Reichsabtei, »genau unterm Storchennest«, hatte er am 8. August 1881 das Licht der Welt erblickt<sup>12</sup>. Die Familie vermehrte sich noch um zwei Kinder: 1882 wurde Josephs Bruder Max († 1952) geboren, 1888, bereits in München, die Schwester Kreszentia, genannt Cenci († 1977)<sup>13</sup>. Nach München, in die königlich-bayerische Haupt- und Residenzstadt, hatte sich der Vater 1886 versetzen lassen, um seinen Kindern die Ausbildung auf einem Gymnasium zu ermöglichen, die ihm selber, dem wissensdurstigen Bücherfreund und Autodidakten in Mathematik und Italienisch — er hatte es durch Selbststudium bis zur Dante-Lektüre gebracht —, versagt geblieben war. Es war Wunsch und Ehrgeiz des Vaters, zumal seinen beiden Söhnen die Voraussetzungen für einen künftigen gesellschaftlichen Aufstieg zu bieten. Freilich, das geringe väterliche Salär — es betrug um 1900 ganze 150 Mark im Monat<sup>14</sup> — zwang die Familie, sich mit engen Mietswohnungen, zunächst in der Heßstraße, dann in der Marsstraße, und mit schmaler Kost zu begnügen. Gleichwohl kam man auch in dieser Beschränkung, vor allem, wenn Krankheiten die Familie heimsuchten, kaum über die Runden. Andererseits entschädigten für diesen ständig abverlangten Verzicht die »Schönheiten der Stadt und ihrer nächsten grünen Umgebung«, die Joseph Bernhart von Kindheit an mit wachen Augen erlebte, sowie »je und je die Vorfreude auf die nächsten Ferien im Schwäbischen«<sup>15</sup>; denn wie man in der Familie selbstverständlich des schwäbischen Idioms sich bediente, so blieb man auch in der Welt des schwäbischen Ursprungs verwurzelt, und alle Ferien zog es die Familie in die elterli-

<sup>10</sup> Joseph Bernhart, Autobiographisches, in: Lorenz Wachinger, Joseph Bernhart. Leben und Werk in Selbstzeugnissen, Weissenhorn 1981, 263–265, hier 265. — Vgl. Johann Wolfgang von Goethe, Wilhelm Meisters Wanderjahre. Zweites Buch, 1. Kapitel (= Goethe. Poetische Werke. Romane und Erzählungen III [Berliner Ausgabe 11], Berlin–Weimar 4/1990, 165 f.)

<sup>11</sup> Über die — jungen Menschen heute unbegreifliche — Armseligkeit des Häusler- und Gütlerlebens auf dem Dorf bis herein in die Mitte unseres Jahrhunderts siehe den eindrucklichen autobiographischen Bericht: Maria Hartl, Häuslerleut, München 1986.

<sup>12</sup> Bernhart, Erinnerungen I 13.

<sup>13</sup> Zur Familie Bernhart siehe: Ebd. II 946–948.

<sup>14</sup> Ebd. II 970.

<sup>15</sup> Ebd. I 22.

chen Heimatorte zurück, erst nach Thannhausen, von wo aus man dann regelmäßig in siebenstündigem — zumeist nächtlichem — Fußmarsch nach Türkheim hinüberwanderte. Im ganzen beeinträchtigte die Kärglichkeit der äußeren Lebensbedingungen weder die Harmonie der elterlichen Ehe noch das glückliche Gedeihen der Kinder, von denen jedes sehr früh ein eigenes geistiges Profil zu entwickeln begann. Die Schwester als die Jüngste schlug in ihrer Wesensart, auch in ihrer zeitlebens etwas ängstlichen Frömmigkeit, am ehesten der Mutter nach, die, den Sorgen des häuslichen Alltags hingegeben, »mit Witz und Laune« — wie Joseph Bernhart schreibt — »den grünen Augenblick aus dem Eigenen erwiderte« und kaum Verständnis aufbrachte für die Leidenschaft ihres Mannes, jede sauer erübrigte Mark in Bücherkäufe zu stecken und höchst überflüssigerweise — aber zum Entzücken ihres Ältesten — sogar die Jubiläumsausgabe des »Großen Brockhaus« zu erwerben<sup>16</sup>. Max, der Zweitgeborene, ähnelte ihr in seiner Bücherfremde. Obwohl ein scharfer Kopf und mit glänzendem Gedächtnis begabt, blieb er ein »homo illiteratus«; auch fehlte ihm die religiöse Ader, die in der übrigen Familie Bernhart doch so lebendig war. Seine ganze Leidenschaft galt schon vor der Schulzeit dem Sammeln und Tauschen von alten Münzen, die er sich für ein paar Pfennige etwa auf der Auer Dult erstand, mit denen seine Hosentaschen stets gefüllt waren. Die Numismatik wurde schließlich sein Lebensberuf, und durch seine Forschungen auf diesem Gebiet sowie durch seine Tätigkeit als Direktor der Staatlichen Münzsammlung Bayerns in München errang er sich in der Fachwelt einen bedeutenden Ruf<sup>17</sup>.

In Joseph, dem Ältesten, dagegen — und nur noch von ihm soll im folgenden die Rede sein — erwachte bereits in frühester Kindheit ein auffälliger Drang zur Reflexion, verbunden mit einer ungewöhnlichen Beobachtungsgabe und einer mehr und mehr sich ausprägenden Neigung zum Grüblerischen. Er öffnete sich ganz von selbst der geistigen Welt des Vaters, »der nach immer neuem Wissen auslangte« und »sich gegen das Verrocknen im Beruf durch Lesen und Lernen zu jeder verfügbaren Stunde« wehrte<sup>18</sup>. Und so wurde Joseph des Vaters eigentlicher Gesprächspartner, der sich ihm, sobald nur seine Vernunft zureichte, »als Unterweisender ... mitteilte, im Geben aus seiner inneren Habe auch der Regsamkeit des eigenen Geistes genügend«<sup>19</sup>. Er lehrte seinen Sohn, noch ehe dieser zur Schule kam, Lesen, erzählte ihm vom Leben der Autoren, deren Werke in seinen Bücherreihen standen, führte ihn in die Geschichte und Vorgeschichte der heimatlichen Täler ein und erschloß ihm so allmählich auch den Genius des schwäbisch-bayerischen Bodens. Und Joseph sog nicht nur innig in sich ein, was der Vater ihm aus seinem Bücherschatz mit pädagogischer Einfühlung an Lektüre reichte — bis hin zu Christoph von Schmid, des Sailer-Schülers, »Erinnerungen aus meinem Leben«<sup>20</sup> und später zu den deutschen Klassikern, die den Gymnasiasten »in ein unbeschreibliches Glücksgefühl« versetzten<sup>21</sup> —, sondern schon in dem Heranwachsenden reifte durch die von dieser Lektüre bei ihm angeregte liebende Versenkung in das Wort auch eine bemerkenswerte

<sup>16</sup> Ebd. I 17 34.

<sup>17</sup> Ebd. I 661 f.

<sup>18</sup> Ebd. I 16 f.

<sup>19</sup> Ebd.

<sup>20</sup> Christoph von Schmid, *Erinnerungen aus meinem Leben I–IV*, Augsburg 1853–1857.

<sup>21</sup> Bernhart, *Erinnerungen I* 48.

Sensibilität für die Schönheit der deutschen Sprache und für die tiefe geistige Geborgenheit, die sie als seine »Mutter Sprache« ihm gab<sup>22</sup>, — so sehr, daß dem Dreizehn- oder Vierzehnjährigen, als er einmal in der Basilika St. Bonifaz sinnend vor dem Fresko mit der Darstellung der Steinigung des Stephanus verharrte und ihn plötzlich die Frage überfiel, wofür er denn einen solchen Tod erleiden könnte, die Antwort, die er zusammenbrachte, »auf Christus, meine Eltern und — die deutsche Sprache« ging<sup>23</sup>. Dieses »Selbsteingeständnis« bezüglich der deutschen Sprache hatte freilich seine Vorgeschichte in einem seltsamen Erlebnis, wie es eben nur ihm widerfahren konnte: nämlich im erschreckenden, für ihn geradezu traumatischen Erlebnis eines Auseinanderspringens und dann Sich-Wiedervereinigens der Sprachwelt und der Dingwelt<sup>24</sup>.

Zugleich aber tritt in dem »Selbsteingeständnis« vor dem Bild der Steinigung des Stephanus etwas zutage von dem starken religiösen Zug, der diesen jungen Menschen beehrte. Grundgelegt war dieser zweifellos durch die in den Bahnen traditioneller Kirchlichkeit sich bewegende streng religiöse Erziehung im Elternhaus, die den Kindern unablässig »die Kirche als das Maß der Dinge vor Augen« hielt<sup>25</sup>: »Alles in dem kleinen Horizont, der mich umfing« — so Joseph Bernhart —, »war ihrem Lichte und Gerichte ausgesetzt. Was ihr entgegenstand, betrübte mich, vielmehr kränkte meinen Glauben, es könne nicht in Ordnung sein, was der Kirche widerspreche, in der ich lebte und webte. Noch heute vermöchte ich nicht zu sagen, was mich stärker an die Kirche band, ob die intellektuelle Eifersucht auf die Geltung des Katholischen oder der Zug der von Kind hingewöhnten Kräfte des Gemüts«<sup>26</sup>. Wohl empfand er hart die elterliche Unerbittlichkeit, die die Kinder an hohen Feiertagen, wenn der Schulgottesdienst ausfiel, zwang, in St. Bonifaz die Predigt P. Odilo Rottmanners (1841–1907), welche »die Stunde zur Ewigkeit« machte, zu hören und nachmittags, »auch wenn die Sonne lockte«, die lateinische Vesper zu besuchen<sup>27</sup>. Und er litt unsäglich unter »jenem prügelnden Katecheten«, dessen Unterricht ihm auch die erste Beichte »zur nie vergessenen Qual« werden ließ<sup>28</sup>. All dies blieb zwar als peinvolle Kindheitserinnerung im Gedächtnis haften, doch vermochte es so wenig wie der durchweg dürre, weil lebensferne Religionsunterricht im Ludwigsgymnasium, das Joseph Bernhart seit 1891 besuchte, seine gleichsam in seiner Natur angelegte Empfänglichkeit für die Welt des Religiösen, oder pointierter ausgedrückt: des Katholischen zu erschüttern. Die Kirche war ihm fraglos die erhabenste Institution, die er sich vorstellen konnte, »das Gut der Güter«<sup>29</sup>. Sprechend die Szene im Hof des Mietshauses an der Marsstraße, in welcher der junge Gymnasiast auf einer Aschentonnen steht und ihm gegenüber auf einer zweiten Tonne ein um vier Jahre älterer evangelischer Nachbarjunge — der nachmalige Erlanger Theologe Friedrich Ulmer (1877–1946) —, beide im »konfessionellen Streitgespräch« für die Sache je ihrer Kirche sich ereifernd<sup>30</sup>.

<sup>22</sup> Ebd. I 57.

<sup>23</sup> Ebd. I 55.

<sup>24</sup> Ebd. I 55–58.

<sup>25</sup> Ebd. I 51.

<sup>26</sup> Ebd. I 51 f.

<sup>27</sup> Ebd. I 53.

<sup>28</sup> Ebd. I 52.

<sup>29</sup> Ebd. I 49.

<sup>30</sup> Ebd. I 63; II 981 f.

Dabei war Joseph Bernhart nichts weniger als ein Frömmler oder Eigenbrötler, sondern von erfrischender Weltoffenheit und sprühender Lebensfreude: ein aufgeschlossener, allem Edlen und Schönen zugewandter, geselliger junger Mensch, der Freundschaften pflegte, Freude am Violinspiel hatte und förmlich aufging in der immer neuen Entdeckung Münchens, »der großen heiteren Stadt«, als Kultur- und Kunstzentrum<sup>31</sup>. Die Schule vermittelte hier kaum Impulse, geschweige denn Aufschluß über historische Perspektiven. Um so mehr begann er sich »in sie einzulesen ... Das hatte den Vorteil der zarteren, intimeren Begegnung mit Bauten, Denkmälern und den Dingen der immer wieder still durchwanderten Museen. Allein schon das ludovizianische München mit seinem Nachhall der griechischen und florentinischen Welt machte abgelebte Zeiten gegenwärtig und beglückte mit der halbbewußten Ahnung, daß Geschichte insoweit unvergangen ist, als der Mensch ihr das Leben seiner Teilnahme schenkt. Durch die Propyläen hindurchzugehen, am Obelisk die Erinnerung an die 30 000 in Rußland [während des napoleonischen »Winter«-Feldzugs 1912] gefallenen Bayern zu lesen, beim Durchweg durch die Neue Residenz immer wieder den großen Nagel in der Mauer anzustarren, der die unglaubliche Sprunghöhe des Herzogs Christoph bezeichnete, das machte alle Zeiten und Zahlen unseres Geschichtsbuches zur ärmlichen Kunde, mit der das Gedächtnis sich zu plagen hatte«<sup>32</sup>.

Gleichso teilte sich dem Gymnasiasten »aus einer Fülle von Anzeichen«, denen — ihm noch unerklärlich — »der ernste und spottende Protest gegen die Kirche fast durchweg gemeinsam war«, die gesellschaftliche Unruhe mit, und sie erzeugte in ihm die dunkle Ahnung »eines kommenden Umsturzes der Verhältnisse, in die das Kleinleben der Familie noch eingebettet war«. Täglich zur Mittagszeit sah er die Arbeiter der Rathgeberschen Eisenbahnwaggonfabrik an der Marsstraße, »meist abgehärmte, bleiche Gesichter, zum Essen hasten. Von selbst stellte sich der Vergleich mit herrschaftlichen Anwohnern dieser selben Straße ein«, mit dem Architekten Emanuel von Seidl oder den Damen der Brauefamilie Sedlmayr, die in eleganten Kutschen hin- und widerfuhren. Er fühlte nicht gegen die Reichen, aber der Anblick der Arbeiter ging ihm näher, »obgleich die Teilnahme mit einer unbestimmten Furcht gemischt war«: »Die Umzüge und Parolen zur Feier des Ersten Mai verwandelten den Begriff des Arbeiters, den ich aus Gesprächen der Erwachsenen, aus gelegentlich erwischten Zeitungen der Sozialdemokratie, aus Landtagsberichten und der katholischen Polemik gegen den radikalen Bebel, aber auch den Revisionisten Vollmar gewonnen hatte, in die anschaulichen Vorboten unaufhaltsamer Stürme. Die mittags und abends aus dem Fabriktor ausschwärmenden Scharen wurden aus Menschen zu Geistern, die mit Staat und Kirche zerfallen waren. Von den sozialen Enzykliken Leos XIII. hörte und verstand ich nur Ungefähres und sah in meinem engen Lebenskreise noch nichts von einem christlichen Einfluß auf die Arbeiterbewegung«<sup>33</sup>. Und dann eines Morgens im Jahre 1896 auf dem Schulweg das provozierende Plakat mit einer zum Sprung ansetzenden, zähnefletschenden und an der Kette zerrenden roten Bulldogge mit der Aufschrift »Simplicissimus. Künstlerisch-satirische Wochenschrift«:

<sup>31</sup> Ebd. I 45.

<sup>32</sup> Ebd. I 45–48.

<sup>33</sup> Ebd. I 48–51.

»Es traf mich augenblicklich das scharfe Vorgefühl eines Stoßes, der vieles umstoßen und nichts Gutes, um so mehr Böses anrichten werde ... Als ich die ersten Nummern gesehen hatte, alsbald auch auf dem Lande, in den Türkheimer Ferien, das Blatt genau bei den Bürgern antraf, die das Kircheschwänzen allein schon für eine Weltanschauung hielten, sah ich meine erste Ahnung bestätigt, und die schlichtweg destruktive Aufwendung von Witz und Geist ... konnte ich späterhin nur als Mitursache an den zwölf erbärmlichsten Jahren unserer Volksgeschichte betrachten«<sup>34</sup>. Das Gymnasium an der Löwengrube setzte indes dem aufbrechenden Geist der Destruktion und einer »sich nun auch öffentlich erkeckenden Emanzipation des bürgerlichen Liberalismus«, für den das Erscheinen des »Simplicissimus« und der im selben Jahr 1896 ebenfalls in München gegründeten Wochenschrift »Jugend« lediglich Symptom war, so gut wie nichts entgegen<sup>35</sup>. Hier umging Joseph Bernhart eine vom Gros der Lehrer und der Mitschüler geprägte Atmosphäre der Indifferenz.

Überhaupt das Gymnasium: Für Joseph Bernhart blieben die dort verbrachten neun Jahre ein Alptraum: »Nie wichen sie ganz, die Schatten meiner Lehrer, nicht im Wachen, nicht in den Träumen«<sup>36</sup>. Nicht daß er den Bildungswert bzw. die Bildungsmöglichkeit des alten humanistischen Gymnasiums je verkannt hätte oder den schulischen Anforderungen nicht gewachsen gewesen wäre. Er lernte mit Leichtigkeit Latein und Griechisch, brillierte je nach Lust am Thema im deutschen Aufsatz, fand allerdings schwerer Zugang zur Mathematik und bedurfte von seinem Naturell her des Eingehens des Lehrers auf ihn. Was ihm die Schule, vor allem in den oberen Klassen, verleidete, war zum einen die »Öde des Unterrichts« in den meisten Fächern, allem voran in der Religion, zum andern das ohnmächtige Ausgeliefertsein an die Launen und Affekte vieler Lehrer, die wie Halbgötter über das Schicksal ihrer Schutzbefohlenen befanden. Daß ihm — beispielsweise — der Französischlehrer, ein Meister dieser Sprache und amüsanter Unterhalter, aber gänzlich uninteressiert an der zu vermittelnden Unterrichtslektion, eine Schularbeit, in der kein roter Strich zu finden war, mit schlechter Note zurückgab und auf seine Beschwerde nur wegwerfend antwortete: »Halt so meinem Gefühl nach«<sup>37</sup>, vergällte ihm die Freude an diesem Fach, und es erschreckte ihn zutiefst, als in der ersten Stunde des ersten Tages eines neuen Schuljahres der Ordinarius mit Bemerkungen des Gefallens und Mißfallens die Parade der Gesichter abnahm und zwar nicht ihm, aber einem Mitschüler mit guten Zeugnissen in zynischem Ton auf den Kopf das künftige Unheil voraussagte, um ihm dann in der letzten Stunde dieses Schuljahres voller Drangsal vor zum Bersten gespannter Klasse als letztem und einzigem, der — »wie ich vorausgesagt habe« — das Klassenziel nicht erreicht hatte, das Zeugnis auszuhändigen. Es handelte sich um Ludwig Zoepf (1880–1966), der sich nachmals als Schüler von Walter Goetz in München und Tübingen zu einem respektablen Historiker ausbildete<sup>38</sup>. Joseph Bernhart widmet denn seinen verblichenen Lehrern auf dem Gymnasium, denen es in der Regel keinesfalls an fachlicher Qualifikation, aber um so mehr an erzieherischem, »bildnerischem« Interesse

<sup>34</sup> Ebd. I 49.

<sup>35</sup> Ebd. I 50.

<sup>36</sup> Ebd. I 74.

<sup>37</sup> Ebd. I 39.

<sup>38</sup> Ebd. I 76 f.; II 987.

gefehlt hat, in seinen »Erinnerungen« einen wenig schmeichelhaften Nachruf<sup>39</sup> — ohne sich allerdings zu verhehlen, daß er ihrem wiewohl ungenügenden Unterricht »um des Schulsacks willen« nichtsdestoweniger den »Schatz eines unverlierbar sitzenden Wissens« verdankte, der »später die trockene Mühe, der er gekostet, mit dem herrscherlichen Gefühl des Stehens auf festem Boden« zurückzahlte: »Mir wenigstens verwandelten sich, sobald ich nur den Lehrern und ihrem Gezwäng entronnen war, all die Todesängste der Löwengrube in Freuden, die ich ohne sie nicht geerntet hätte. Von der Ramm-Maschine unter Ächzen eingetriebene Pfähle begannen in der Luft der Freiheit in Blüten auszuschiessen«<sup>40</sup>.

Freilich, was die Schule ihm an Bildungswerten schuldig blieb, ersetzte ihm sein »grenzenloser Lesehunger«, dem schließlich alles recht war, was ihn »ins reiche, wüchsige Leben entrücken konnte«<sup>41</sup>. Doch je weniger ihm in den oberen Klassen der Religionsunterricht — dem (wie er schreibt) »der Aufweis der kosmischen Einheit des gymnasialen Ganzen im göttlichen Logos«, damit die »höhere Sinngebung« der »stumpfen Plage« am allernächsten hätte liegen müssen<sup>42</sup> — zu geben vermochte und je heftiger ihn — im Kontrast dazu — die Frivolität von Klassenkameraden, die sich am Ende der sechsten Klasse schon lautstark mit ihren Erfahrungen im Bordell brüsteten, abstieß, desto stärker konzentrierte sich sein Interesse auf die intellektuelle Auseinandersetzung mit der Welt des Glaubens, den er selbst bei seiner »dürftigen Fühlung mit der Öffentlichkeit so oft verletzt oder angefochten sah«<sup>43</sup>. Es war die »Suche nach dem Sinn«, die ihn damals umzutreiben begann — mag er auch noch nicht in der Lage gewesen sein, es für sich so zu artikulieren. Er vertiefte sich in die Werke gängiger katholischer Apologeten, meist Jesuiten, blätterte in der Herderschen Buchhandlung in den — extrem ultramontanen — jesuitischen »Stimmen aus Maria Laach«, deren durchgehende »Stimmigkeit« ihn sichtlich beeindruckte; er nahm mit Eifer an dem vom evangelischen Religionslehrer angebotenen Hebräischkurs teil, um die Bibel in ihrer ursprünglichen Sprache verstehen zu lernen, und suchte Orientierung in Predigten, jedoch merkwürdigerweise (wie seine Familie auch) nie nähere Fühlungnahme mit einem Geistlichen. Ohne Anstoß von außen keimte in dem Siebzehnjährigen die Neigung zur Theologie, verbunden mit der Hoffnung, »künftig ein Anwalt der Kirche zu werden«, wobei er, fasziniert von der Aufgabe des Predigers, weit mehr »mit der Vorstellung einer bedeutenden Wirksamkeit« spielte, als daß er zugleich »den harten Anspruch des Altars auf den Priester« in seine Erwägungen mit einbezogen hätte<sup>44</sup>. Eher durch Zufall wurde er auf die seit 1895 in der Beilage der liberalen »Allgemeinen Zeitung« erscheinenden »Kirchenpolitischen Briefe« des »Speciator« aufmerksam. Natürlich blieb ihm noch lange verborgen, daß in diesen anonymen Essays nicht ein schreibgewandter Journalist, sondern ein Theologe und intimer Kenner der kirchlichen Szenerie, der Freiburger Kirchenhistoriker Franz Xaver Kraus (1840–1901), mit kritischer Schärfe kirchenpolitische und kuriale Zustände durch-

<sup>39</sup> Ebd. I 86–93.

<sup>40</sup> Ebd. I 46.

<sup>41</sup> Ebd. I 34.

<sup>42</sup> Ebd. I 38.

<sup>43</sup> Ebd. I 82.

<sup>44</sup> Ebd.

leuchtete und leidenschaftlich unterschied zwischen »ultramontan« und »katholisch«, zwischen »politischem« und »religiösem Katholizismus«<sup>45</sup>. Allein die überlegene Argumentation des Verfassers zog Joseph Bernhart in ihren Bann, verwirrte ihn und flößte ihm mit der überraschenden Erweiterung seines kirchlichen Horizonts den ersten, wohl-dosierten Tropfen des »Giftes« der Kritik ein. Das durch die Lektüre bewirkte Vorgefühl naher Unruhen auch in der katholischen Kirche festigte allerdings erst recht seinen Entschluß, statt eines bequemeren Berufszieles, etwa in Richtung auf die Alten Sprachen, Theologie zu wählen, wohl wissend, daß er damit auch dem stillen Wunsch seiner Eltern entspräche, und unbekümmert um die Reaktion seines Ordinarius in der Oberprima, der die Auskunft über seine Berufsentscheidung lediglich mit einem mitleidig-verächtlichen Hochziehen der Augenbrauen »quittierte«<sup>46</sup>.

Im Jahr 1900 legte Joseph Bernhart das Abitur ab; zum Wintersemester desselben Jahres immatrikulierte er sich als Student der Theologie an der Universität München. Der theologische Stundenplan schrieb für das erste Jahr ein in der Hauptsache an der Philosophischen Fakultät zu absolvierendes philosophisches Grundstudium vor, das dem einzelnen genügend Raum gab, sich auch in anderen Wissenschaften umzusehen. Eine Welt des Geistes tat sich auf, die das Gymnasium nicht entfernt hatte erahnen lassen. Joseph Bernhart stürzte sich, obwohl als Lehrling des ersten Semesters den Wald vor Bäumen nicht erkennend, mit Feuereifer in das Studium und erlebte die »universitas literarum«, repräsentiert durch Gelehrte unterschiedlichster Weltanschauungen, zunächst einmal als eine »diversitas« selbst in den Prinzipien des Geistes<sup>47</sup>. Er hörte den Philosophen Georg Freiherrn von Hertling (1843–1919), einen der ganz wenigen Katholiken im Lehrkörper der Universität und bedeutenden Kulturpolitiker, Gründer der »Görres-Gesellschaft« zur Wiederbelebung des darniederliegenden katholischen Geisteslebens — eines der schlimmsten »Vermächtnisse« des 19. Jahrhunderts!<sup>48</sup> —, und mutig wagte er auch an dessen Übungen teilzunehmen, in denen dieser durchaus kritische Vertreter der aristotelisch-scholastischen Tradition nichts Geringeres verlangte als die Übersetzung der griechischen Metaphysik des Aristoteles vom Blatt. Er saß zu Füßen des Philosophen und Psychologen Theodor Lipps (1851–1914), eines Freigeistes protestantischer Herkunft und politischen Agitators, dessen Vorlesungen den Anfänger in seinem unsicheren Nachen auf »hohe See« entführten und im Gewoge der Wellen gefährlich umherwarfen. Aber dieser philosophische Lehrer, der aus Spinoza, Hume und Kant schöpfte, nur von »logischen Gefühlen« sprach und von »Ichmetaphysik nach Fichtes Beispiel«, weckte in ihm den Sinn für das schwierige Problem der Ästhetik als des »Zusammenhanges der faktischen und überhaupt möglichen Künste des Menschen mit seinem Drang nach gestalterischer Aussage verschiedenster Intentionen der Seele«<sup>49</sup>. Und er begegnete — um

<sup>45</sup> Ebd. I 83–85.

<sup>46</sup> Ebd. I 85.

<sup>47</sup> Ebd. I 107.

<sup>48</sup> Martin Baumeister, Parität und katholische Inferiorität. Untersuchungen zur Stellung des Katholizismus im Deutschen Kaiserreich (= Politik- und Kommunikationswissenschaftliche Veröffentlichungen der Görres-Gesellschaft 3), Paderborn–München–Wien–Zürich 1987. — Georg Freiherr von Hertling, Das Princip des Katholicismus und die Wissenschaft. Grundsätzliche Erörterungen aus Anlaß einer Tagesfrage, Freiburg i. Br. 2–3|1899. — Bernhart, Erinnerungen I 111–115.

<sup>49</sup> Ebd. I 115–123, hier 116.

nur noch einen dritten zu nennen — in dem Theologen Joseph von Bach (1833-1901), einem Priester des Bistums Augsburg und Dogmenhistoriker von Rang, der in die Grundfragen der Metaphysik einführte, einem »grundgelehrten geistlichen Humanisten«, der es verstand, seine geistig wachen Zöglinge nach der Weise des Platon und seines Sokrates mit dem innersten Anspruch ihres Selbst bekannt zu machen, dem Joseph Bernhart »die Fühlung mit den Dingen, die meine eigentlichen werden sollten«, nämlich mit dem Problemkreis der damals noch kaum erschlossenen mittelalterlichen Mystik und ihrer typischen Gegensätze, verdankte<sup>50</sup>.

Es war ein herber Schlag für ihn, als Joseph von Bach, der den strebsamen Studenten eben noch ermuntert hatte, sich an der von ihm gestellten Preisaufgabe der Theologischen Fakultät für das Studienjahr 1901/02 mit dem Thema »Der heilige Augustinus als Pädagoge« zu versuchen, im September 1901 plötzlich starb. Joseph Bernhart hielt nach Überwindung erheblicher Bedenken und trotz einer Herzmuskelentzündung, Folge seines Übereifers im Studium, am einmal gefaßten Entschluß, sich an der Lösung der Preisaufgabe zu beteiligen, fest, auch um seine Entscheidung für die Theologie vor sich selbst und vor seiner Familie zu bekräftigen. Zwar errang er als der Jüngste unter sechs Konkurrenten mit seiner Arbeit weder den Preis und das mit diesem verbundene Stipendium, das ihm, dem Mittellosen, der sich mit Nachhilfestunden mühsam ein wenig Büchergeld verdiente, so notgetan hätte, noch die — erhoffte — Einladung, seine Arbeit zur Doktor-Dissertation auszuweiten; doch immerhin erhielt er eine öffentliche Belobigung, in der »der logische, scharf und reich gegliederte Aufbau der Darstellung« und »die ausdrucksvolle, gemessene kristallklare Sprache« hervorgehoben wurden<sup>51</sup>: zwei Merkmale, die das ganze literarische Lebenswerk Joseph Bernharts auszeichnen sollten. Und Joseph Bernhart hatte als Frucht dieser Arbeit für sich den gleichsam über den Zeiten stehenden christlichen Denker Augustinus entdeckt, der ihm einen ersten Begriff von dem vermittelte, was Theologie in ihrer Größe und Grenze sein kann, dessen unerschöpfliche Gedankenwelt ihn lebenslang begleitete, ihn immerfort inspirierend und zu tieferer Einsicht führend: der noch die allerletzten Schriftseiten seines späten Lebens — seinen 1969 erschienenen letzten Aufsatz über Augustins Spiritualität<sup>52</sup> — bestimmte.

Im Horizont der erregenden Erfahrungen seiner philosophischen Semester, die ihm gewiß »in dem Vielen« das »Eine« nicht sichtbar machten, sondern ihn im Gegenteil mit einer Vielzahl bohrender Fragen konfrontierten, die bedenklich an seinen für unerschütterlich gehaltenen »Fundamenten« rüttelten, im Horizont auch der oft erhitzten Diskussionen mit Kommilitonen anderer Fachrichtungen im Akademischen Görres-Verein, dem er beigetreten war und der trotz seiner konservativen Prägung doch die emanzipatorischen Zeitbewegungen, versinnbildet durch »Goethebund«, »Monistenbund«, »Gesellschaft für ethische Kultur« usw., nicht vor der Tür halten konnte, steigerten sich die an die Theologie geknüpften Erwartungen Joseph Bernharts. Er wurde hart enttäuscht. Tatsächlich befand sich die Münchener Theologische Fakultät an der letzten

<sup>50</sup> Ebd. I 108–111, hier 108.

<sup>51</sup> Ebd. I 150–151; II 1048 f. (hier die Begutachtung vom 21. Juni 1902). — Das Manuskript der Preisarbeit, Abschrift von der Hand des Vaters Joseph Bernharts, liegt in Nachl. B. (siehe Anm. 1).

<sup>52</sup> Joseph Bernhart, Augustinus. »Du Herr, mir innerlicher als ich mir selbst«, in: Josef Sudbrack–James Walsh (Hrg.), Große Gestalten christlicher Spiritualität, Würzburg 1969, 30–46.

Jahrhundertwende in keiner guten Verfassung. Dies hatte in der Hauptsache zwei ineinandergreifende verhängnisvolle Ursachen: zum einen den »Fall Döllinger«<sup>53</sup>, dessen Nachwirkungen seit 1870 — seit dem Ersten Vatikanum — die Fakultät in einer kaum vorstellbaren Weise lähmten und vor allem fatal die Besetzung der Lehrstühle beeinflussten, zum andern die eben damals massiv einsetzende »Modernismus«-Hetze, deren Protagonisten, ohne schon die Kampfparole »Modernismus« erfunden zu haben, jede Gedankenregung im Bereich der Philosophie und Theologie, die sich nicht gänzlich in die Enge römisch-neuscholastischen Denkens fügte, unbesehen als unkirchlich oder gar als heterodox verfolgten. In einer durch unaufhörliche Bespitzelung, Verdächtigung und Verleumdung vergifteten Atmosphäre — im Grunde Ausfluß von Ratlosigkeit und Angst — konnte jedoch eine wissenschaftliche, den drängenden Herausforderungen der Zeit mutig sich stellende und um ihren genuinen Beitrag zu deren Lösung bemühte Theologie nicht gedeihen; eine solche »Exponierung« theologischen Denkens, die natürlich auch Methodenreflexion hätte einschließen müssen, war »von oben her« nicht erwünscht — mit der Folge, daß sich die allermeisten Theologen, weil sie ihren »Kopf« nicht riskieren wollten — und wem hätten sie damit in ihrer damaligen Situation genützt? —, »bedeckt« hielten, in ihren Vorlesungen mit traditionellen Argumenten den Stoff des Lehrbuchs abhandelten, »heiße Eisen« tunlichst umgingen und im übrigen auf Peripheres auswichen. Allerdings war damals auch für die Münchener Theologische Fakultät eine »wissenschaftliche Leuchte« wie der Moralist Johann Baptist Wirthmüller, der sich etwa — um nur ein Beispiel zu erwähnen — mit dem »brennenden« Problem, »ob die Nachkommen der Eselin, auf welcher Christus in Jerusalem eingeritten, als Reliquien zu verehren seien«, herumschlug, gewiß nicht repräsentativ. Wirthmüllers kasuistische Vorlesungen dienten Hörern aller Fakultäten zum Gaudium, »privatissime et gratis«; seine Stilblüten kursierten gesammelt als lustiges »Vademecum« in der ganzen Universität, so daß sich drei Freunde Joseph Bernharts — Peter Dörfler, Josef Hörmann und Leonhard Fendt —, um weiteren Schaden von der Fakultät zu wenden, endlich ein Herz faßten und beim Dekan (nicht ohne Erfolg) Beschwerde führten<sup>54</sup>. Männer wie Otto Bardenhewer (1851–1935), der den Lehrstuhl für Neues Testament innehatte, aber bezeichnenderweise als Patrologe sich betätigte, wie der Apologet Alois von Schmid (1825–1910), der Dogmatiker Leonhard Atzberger (1854–1918) oder der Kanonist Isidor Silbernagl (1831–1904), der immerhin ein kritisches Wort über die kirchenpolitischen und religiösen Zustände des 19. Jahrhunderts wagte<sup>55</sup>, waren zweifellos profunde Gelehrte, die aber ihr gelehrtes Wissen lieber vorsichtig in ihre Werke fließen ließen, ihre Vorlesungen dagegen »in usum delphini« einrichteten — und ihre theologischen Einsichten für sich behielten. »Man sollte halt auch dürfen können« — so das resignierte Wort eines der Professoren<sup>56</sup>. Freilich:

<sup>53</sup> Zum »Fall Döllinger« siehe: Georg Schwaiger, Ignaz von Döllinger (1799–1890), in: Heinrich Fries–Georg Kretschmar (Hrg.), *Klassiker der Theologie II*, München 1983, 127–150, 415 f.; Peter Neuner, *Stationen einer Kirchenspaltung. Der Fall Döllinger — ein Lehrstück für die heutige Kirchenkrise*, Frankfurt a. M. 1990; Manfred Weitlauff, Ignaz von Döllinger — Im Schatten des Ersten Vatikanums, in: *Münchener Theologische Zeitschrift* 41 (1990) 215–243.

<sup>54</sup> Diese Beschwerde wurde vom Dekan der Theologischen Fakultät, Prof. Dr. Alois Knöpfler, am 19. Mai 1903 zu Protokoll genommen. Siehe: Bernhart, *Erinnerungen II* 1096 f. (hier auch das obige Zitat).

<sup>55</sup> Isidor Silbernagl, *Die kirchenpolitischen und religiösen Zustände im 19. Jahrhundert*, Landshut 1901.

<sup>56</sup> Bernhart, *Erinnerungen I* 131 (ein Wort des Alttestamentlers Johann Goettsberger).

»Nur wenige in der jungen Theologenschaft fühlten sich von den Wandlungen des Zeitgeistes, den offenen und gar den untergründigen, beunruhigt; die übrigen lebten in der Sekurität, die sie im Worte Christi von der Unüberwindlichkeit der Kirche verbürgt sahen. Der kleinen Minderheit der von den Zeichen der Moderne Betroffenen« — und diese bildeten zu allen Zeiten eine Minderheit! — »kam von den Männern der Fakultät kaum etwelche Hilfe« — so das Urteil Joseph Bernharts, in welchem er mit seinen Freunden einig ging<sup>57</sup>. »Im ganzen muß ich es heute noch beklagen, daß sich der Unterricht auf die Mitteilung didaktisch präparierter Lehrstoffe beschränkte, die wir in ihrem leblosen Gesteinscharakter hinzunehmen hatten. Wir erfuhren nichts von den Sachen selbst in der Schwierigkeit ihrer Problematik, ihrer inneren Geladenheit von möglichen Weisen der Auffassung, kaum etwas von den alten Geisteskämpfen, die um das Licht und das Dunkel der Offenbarung ausgetragen wurden. Nur zitatweise hörten wir von Augustin und Thomas, geschweige etwas von den Großen des Ostens. Die unterschiedlichen Stile, die christliche Glaubenswelt mit der Vernunft anzugehen, wären uns ohne den einzigen Lehrer ..., der in eigenem Ringen seinen Geist geweitet hatte, unbekannt geblieben«<sup>58</sup>. Dieser akademische Lehrer war der Donauschwabe Joseph Schnitzer (1859–1939), als Nachfolger Joseph von Bachs vielleicht doch der damals bedeutendste Kopf der Fakultät, der im Gegensatz zu seinem bedächtigeren Vorgänger sein Fach Dogmengeschichte auch in Vorlesungen vertrat, damit und mit seinen Forschungen zur Geschichte Savonarolas<sup>59</sup> ins Kreuzfeuer der Kritik und schließlich, als »Modernist« verschrien, unter die Räder geriet, womit die Münchener Theologische Fakultät erneut in schwere Kalamitäten hineingerissen wurde<sup>60</sup>.

Was Joseph Bernhart betraf, so verlegte er sich, ernüchert durch das im allgemeinen in den theologischen Vorlesungen Gebotene, auf das Selbststudium. Er zog sich in die Bibliotheken zurück und stillte seinen Wissensdurst mit Büchern und Zeitschriften, auch solchen, die alsbald mit dem Verdikt »modernistisch« belegt wurden. Nach außen erweckte er, auch bei seinen engeren Freunden, den Anschein einer Frohnatur, die unbekümmert um das »Morgen« ihr »Heute« lebte. Doch innerlich wühlte ihn, einen damals schon scharf analysierenden Geist, je mehr er durch das Studium vor allem der breitgefächerten mittelalterlichen Theologie, überhaupt des mittelalterlichen Geisteslebens, und durch die Auseinandersetzung mit den Gedanken und Intentionen katholischer Reformisten zu unterscheiden lernte, die autoritativ verordnete geistige Abschnürung von Kirche und Theologie auf; sie bereitete ihm — und nicht nur ihm — »geistige Atemnot«<sup>61</sup>. Dazu kamen seine Erfahrungen im Priesterseminar, im Herzoglichen Georgianum, dem er als Alumnus des Bistums Augsburg — in welchem sein Geburtsort Ursberg lag und dem er sich von seiner schwäbischen Abstammung her verbunden fühlte — in den beiden letzten

<sup>57</sup> Ebd. I 135.

<sup>58</sup> Ebd. I 131.

<sup>59</sup> Joseph Schnitzer, Savonarola. Ein Kulturbild aus der Zeit der Renaissance I–II, München 1924. — Bernhart, Erinnerungen II 1015 f.

<sup>60</sup> Zum »Fall Schnitzer« siehe: Norbert Trippe, Theologie und Lehramt im Konflikt. Die kirchlichen Maßnahmen gegen den Modernismus im Jahre 1907 und ihre Auswirkungen in Deutschland, Freiburg–Basel–Wien 1977, 268–404.

<sup>61</sup> Joseph Bernhart, in: Begegnungen mit Karl Muth, München–Kempten 1937, 4–6, hier 5 (wieder abgedruckt in: Wachinger, Joseph Bernhart [siehe Anm. 10] 97–101, hier 98).

Jahren seines Studium angehörte<sup>62</sup>. Von Kind auf allem Militärischen — allem Zwanghaften — abgeneigt, so daß er etwa der Marschmusik, »die immer von einem Volkshaufen begleitet war«, entflohen, und wo dies nicht anging, instinktiv seine Schritte »hartnäckig gegen den allgemeinen Rhythmus der andern« setzte<sup>63</sup>, konnte er sich auch in das Seminarleben mit dessen reglementierender Ordnung nicht hineinfinden. Das Leben in diesem Haus dünkte ihn, so gute Freunde er hier hatte, steril, sich den vorgeschriebenen täglichen religiösen Übungen zu unterziehen, fiel ihm schwer, vor allem aber fühlte er eine — wohl von diesen Gründen herrührende — Aversion des Direktors und Regens Andreas Schmid (1840–1911) gegen sich, dessen »dauernde Gereiztheit« ihm diesen Ort zum »locus infestus« machte<sup>64</sup>. Andreas Schmid, kein tiefgehender Theologe, aber ein begeisterter Kunstsammler und Verfasser einer wertvollen »Geschichte des Georgianums« (1894)<sup>65</sup> und um dieses Haus hochverdient, war damals — wie später auch Peter Dörfler und Josef Hörmann bezeugten<sup>66</sup> — seiner Aufgabe nicht mehr gewachsen, wurde deswegen auch von vielen seiner Alumnus, zumal von den »helleren« unter ihnen, nicht mehr ernst genommen, was immer wieder zu Ausbrüchen seines choleraschen Temperaments führte. Und natürlich mußte er in dem damaligen erhitzten innerkirchlichen Klima stets des Druckes »von oben« gewärtig sein. An Joseph Bernhart, der nie ein lauter Kritiker, aber doch ein eigenwilliger Kopf war, scheint er sich besonders gerieben zu haben; jedenfalls verkannte er nach Aussage Peter Dörflers sowohl dessen außerordentliche geistige Fähigkeiten als auch dessen absolut redlichen Charakter<sup>67</sup>. Wohl nicht nur einmal war Joseph Bernhart versucht, dem Georgianum — das auch Peter Dörfler »Gefängnis-schwermut« einflößte<sup>68</sup> — auf der Stelle zu entlaufen, und es überkam ihn, wie vom Evangelium selbst an ihn gerichtet, die Frage: »Freund, wie bist du da hereingekommen, da du kein hochzeitliches Gewand hast? At ille obmutuit. Was sollte ich auch antworten! Wenn mein Gewand nicht zur Hochzeit taugt, wer gibt mir ein anderes? Ich bin, der ich bin und wage mich auf die Hochzeit, weil ich mir auf Erden keine höhere Einrichtung weiß als die Kirche. ... weil mein Sinnen und Trachten auf die Kirche gerichtet war«, weil »wir jungen Reformköpfe uns auf gutem Wege« glaubten, »wenn wir den Büchern der paar mutigen Rufer zugetan waren ...« — allen voran den Schriften des Würzburger Apologeten Herman Schell (1850–1906), des Hoffnungsträgers so vieler aufgeschlossener Katholiken, dessen denkwürdiger Münchener Rede vom Oktober 1902 er ergriffen gelauscht hatte<sup>69</sup>. Gegen den Weiheempfang Joseph Bernharts scheint Andreas Schmid allerdings keine Bedenken erhoben zu haben, obwohl der Kandidat noch allzu jung war, der Altersdispens bedurfte und manche seiner Freunde sich des Eindrucks nicht erwehren

<sup>62</sup> Bernhart, *Erinnerungen* I 201–226; II 1093 f., 1794–1809 (Anhänge 84–86).

<sup>63</sup> Bernhart, *Erinnerungen* I 51.

<sup>64</sup> Ebd. I 203.

<sup>65</sup> Andreas Schmid, *Geschichte des Georgianums in München*. Festschrift zum 400jährigen Jubiläum, Regensburg 1894.

<sup>66</sup> Bernhart, *Erinnerungen* II 1798, 1804 (in den Anhängen 84 und 85).

<sup>67</sup> Ebd. II 1804.

<sup>68</sup> Ebd. I 159.

<sup>69</sup> Ebd. I 217 f., 197–200.

konnten, er habe — in seiner scheinbaren Unbekümmertheit — die Entscheidung für das Priestertum und deren Konsequenzen in ihrer ganzen Schwere nicht bedacht<sup>70</sup>.

Nun schreibt Joseph Bernhart in seinen »Erinnerungen«: »Ich hatte die Tage der beiden ersten höheren Weihen [also des Subdiakonats, dessen Empfang die eidliche Verpflichtung zum Zölibat vorausging, und des Diakonats] ohne das Vorspiel der Ängste erlebt, das ich an manchen meiner Kursgenossen bemerkte«<sup>71</sup>. Dies widerspricht merkwürdig unter Eid geleisteten anderen Aussagen, die ihn unter schwerer psychischer Belastung zeigen. Wie ein Schock hatte ihn, den völlig Ahnungslosen, nicht lange vor diesen Weihen die Eröffnung seines Vaters getroffen, daß die Großmutter mütterlicherseits nicht nur niemals verheiratet gewesen war, sondern ihre beiden Töchter auch verschiedene Väter hatten, daß der Vater der eigenen Mutter, ein Brauereiknecht, noch vor der Geburt des Kindes sich aus dem Staub gemacht und nach Amerika abgesetzt hatte<sup>72</sup> — und daß die Großmutter diesen Weg gegangen war aus Trotz, weil ihre Eltern die Ehe mit dem Mann, den sie gemocht hätte, verhindert hatten<sup>73</sup>. »Wer bin ich, woher komme ich, daß ich bin, wie ich bin ...« Die Wirkung dieser Mitteilung auf den jungen, überaus sensiblen Menschen im Angesicht des bevorstehenden Weiheempfangs bedarf keiner weiteren Erläuterung. Unter heftigsten inneren Kämpfen rang er sich schließlich doch zum Empfang der Weihen durch, nicht zuletzt aus Pietät gegenüber seinen Eltern, flüchtete sich aber in seiner inneren Not zu einer »Art von Mental-Reservation«: »Im dunklen Vorgefühl künftiger Wirrungen habe ich mir am Vorabend des Weihetages in einer tief erregten Gebetsstunde nicht anders zu helfen gewußt, als daß ich für die Art von Mentalreservation, mit der ich das »Promitto« sprechen würde, Gott im voraus um Verzeihung bat, wenn ich mein Wort nicht erfüllen könnte« — eine Art von Mental-Reservation, daß er nämlich mit dem Weiheversprechen nicht mehr auf sich zu nehmen vermöge, »als meine Natur in Zukunft wird leisten können«<sup>74</sup>. »Innerlich schon stark bedrückt, nahm ich das Sacerdotium auf mich, vertrauend auf das beherrschende Wort von Augustinus, das an den Wänden des Seminars zu lesen war: Bist du nicht berufen, so mache dich berufen«<sup>75</sup>. Am 25. Juli 1904 empfing er, noch nicht dreiundzwanzigjährig, zusammen mit 14 Kursgenossen aus den Händen des Augsburger Bischofs Maximilian von Lingg (1842–1930, seit 1902 Bischof von Augsburg) in der Münchener Universitätskirche St. Ludwig die Priesterweihe, am darauffolgenden 15. August feierte er in Türkheim seine Primiz. Daß noch am selben Nachmittag infolge eines plötzlichen Wettersturzes der Primizbaum geknickt wurde, war für viele »ein böses Omen«, für ihn »ein ganz tiefes Erschrecken« — »ich habe, obwohl ich nicht zum Aberglauben neige, eine Beschattung des Gemütes nicht losgebracht«<sup>76</sup>.

Der Direktor des Herzoglichen Georgianums, Professor Andreas Schmid, hatte ihm in seiner Qualifikation unter den 15 Augsburger Weihekandidaten seines Hauses den 13.

<sup>70</sup> Ebd. II 1797, 1803 f.

<sup>71</sup> Ebd. I 224.

<sup>72</sup> Ebd. II 1112.

<sup>73</sup> So das mündliche Zeugnis Joseph Bernharts gegenüber Frau Franziska Wenger.

<sup>74</sup> Bernhart, Erinnerungen II 1105.

<sup>75</sup> Joseph Bernhart an Abt Ildefons Herwegen von Maria Laach, 15. März 1920. Ebd. II 1719–1723, hier 1721.

<sup>76</sup> Ebd. II 1116.

Platz zuerkannt und ihn im Hinblick auf seine seelsorgerliche Verwendungsfähigkeit zuhanden der Augsburger Bischöflichen Behörde folgendermaßen beurteilt: »Bernhart ist körperlich schwächlich und nervös, geistig gut begabt und sehr strebsam. Er bearbeitete pro 1901/02 die Preisaufgabe der theologischen Fakultät, aber ohne Erfolg. Die Predigtelaborate dürften noch mehr an Deutlichkeit und Klarheit gewinnen. Der Vortrag ist bei hellem Organ gut, doch hat schon derzeit das Wortgedächtnis abgenommen. Ein Land- oder Marktposten dürfte anzuweisen sein«<sup>77</sup>. Dieser ungerechten Beurteilung verdankte es Joseph Bernhart, daß ihn der Augsburger Generalvikar Dr. Peter Göbl als Bauernkaplan nach Markt Wald, Tandern und Hollenbach anwies, kleinen, in sich abgeschlossenen Dörfern mit weit abliegenden Filialen<sup>78</sup>. Seine Erfahrungen in der »Seelsorge zwischen Kuhstall und Kammerfenster«<sup>79</sup>, auch die derbe Abfuhr durch den genannten Generalvikar, als er diesen im Einvernehmen mit seinem Pfarrer um einen etwas anspruchs-

---

<sup>77</sup> Qualifikationsliste pro 1903/04: »Classification im letzten Seminarjahre: 13. unter 15; Seminarnoten: Talent II, Fleiß I–II, Fortgang II, Sitten I«. Archiv des Bistums Augsburg. Allgemeinakt Feu 641. — Dieses Dokument wurde erst nach Abschluß der Drucklegung des Anmerkungs- und Dokumentenbandes zu den »Erinnerungen« Joseph Bernharts durch Zufall entdeckt und mir freundlicherweise sofort zugänglich gemacht. Es bestätigt die Annahme Joseph Bernharts und seiner Freunde, daß Direktor Andreas Schmid ihm eine schlechte Qualifikation ausgestellt habe. Demgegenüber lautet die Qualifikation für Josef Hörmann, der in der »Classification« den 1. Platz erhielt (»Seminarnoten: Talent I, Fleiß I, Fortgang I, Sitten I«): »Hörmann ist von einnehmendem Äußeren und besitzt gewinnende Umgangsformen. Geistig ist er sehr gut begabt, doch fehlt ihm die für einen Prediger erforderliche ausgiebige Stimme. Desungeachtet trägt er mit lebendiger Modulation und wohlthuender Frische vor. Wegen dieser Vorzüge und auch hinsichtlich seiner Charakterfestigkeit kann er schon jetzt für einen Stadtposten empfohlen werden.« Er wurde als Kaplan in Pfersee angewiesen.

Dr. Constantin Sauter (siehe: Bernhart, *Erinnerungen* I 216, II 1938–2040), der in der »Classification« den 4. Platz erhielt (»Seminarnoten: Talent I, Fleiß I–II, Fortgang I–II, Sitten II«), wurde folgendermaßen beurteilt: »Es ist schwer, über Sauter ein zutreffendes Urteil zu fällen, da er wohl ideal veranlagt, geistig sehr lebhaft, auch strebsam und fleißig ist, infolge seiner Studien aber eine nicht gerade unbedenkliche Geistesrichtung genommen hat. In Würzburg hörte er die Vorlesungen bei Professor Schell und suchte diese Anschauungen auch in dogmatischen Übungsstunden zu vertreten. Dazu kommt, daß er bei seiner Vorbereitung auf die philosophische Promotion allerlei Doktrinen von Schopenhauer [!], Lipps u. a. in sich aufnahm. Es steht nun zu befürchten, daß er statt positiv theologischer Kenntnisse zweifelhaft philosophische und reformanstrebende Ideen zur Geltung bringt. In diesem Falle könnte er schädlich wirken, da er durch sein Auftreten und die Begeisterung für die Sache Interesse zu wecken weiß. Bleibt er auf guter Bahn, so wird er ebenso segensreich wirken. Sittennote II wie bei [Johann Baptist] Lutz [der mit fünf weiteren Kurskollegen, darunter eben auch Sauter, »am 26. Mai 1904 nach der militärischen Musterung ohne Erlaubnis einen Ausflug nach Starnberg unternahm und erst abends zurückkehrte«. Siehe auch: Bernhart, *Erinnerungen* II 1798]. Am 6. Juli 1904 erhielt er den philosophischen Doktorgrad.«

Die Beurteilung Leonhard Fendts, der im Juli 1905 zum Priester geweiht wurde (siehe: Bernhart, *Erinnerungen* I 212–214, II 1100–1105), lautete: »Fendt ist sehr gut talentiert und auch sehr fleißig, verfügt über genügend starke Stimme und guten Vortrag. Wünschenswert wäre ihm mehr Demut und weniger Starrsinn. Diese Schattenseiten treten hervor, als er für Bearbeitung der theologischen Preisaufgabe pro 1904/05 wegen zu freisinniger exegetischer Ansichten nur Belobung erhielt. Er kann ein sehr tüchtiger Seelsorger werden, wenn er sich in die Verhältnisse hineinzuleben versteht.« »Classification«: 5. Platz unter 17 Kandidaten; »Seminarnoten: Talent I, Fleiß I, Fortgang I, Sitten I«.

Die Qualifikationslisten sind von der Hand des Subregens Dr. Franz Leitner geschrieben und vom Direktor Dr. Andreas Schmid und vom Subregens unterzeichnet.

<sup>78</sup> Bernhart, *Erinnerungen* I 234–240.

<sup>79</sup> Ebd. I 237; II 1765–1767.

volleren Posten bat, hat Joseph Bernhart in seinem 1919 erschienenen autobiographischen Roman »Der Kaplan. Aufzeichnungen aus einem Leben« mit großem erzählerischen Talent geschildert<sup>80</sup>. Geistig über Wasser hielt er sich durch Selbststudium und durch sehnsüchtiges Warten auf das jeweils nächste Heft des »Hochland«, jener von Carl Muth 1903 in München gegründeten einzigartigen katholischen Kulturzeitschrift, die freilich in den Augen der »streng kirchlichen« Glaubenswächter einem »Modernismus litterarius« frönte, deshalb verketzert wurde und nur um Haaresbreite der römischen Indizierung (genauer: der Publikation der bereits dekretierten Indizierung) entging<sup>81</sup>. »Hochland« hatte Joseph Bernhart und seinen Freunden — die übrigens alle ihr je eigenes, zum Teil tragisches Schicksal hatten, auch hinter der glänzenden Fassade einer kirchlichen Karriere!<sup>82</sup> — schon im Seminar manche trübe Stunde erhellt und überwinden geholfen. Jetzt, da er in seinen wechselnden Prinzipalen weder geistliche Stützen noch Gesprächspartner fand und sich in seiner Vereinsamung im Dichten versuchte<sup>83</sup>, wagte er, ein paar Proben seiner Kunst an die Redaktion »Hochland« zu senden. Am Karfreitagmorgen 1905 empfing er in Tandern Carl Muths Antwort, daß seine Gedichte angenommen seien, und die freundliche Einladung zu weiterer Mitarbeit<sup>84</sup>. Dies erfüllte ihn, »den verschlagenen, trostlos ausgesetzten Robinson, mit solcher Freude, daß ich nicht mehr taugte, das Geheimnis des Tages in seinem schweren Ernst zu begehen«<sup>85</sup>. Dabei öffnete ihm seine liebenswürdige, unkomplizierte Art ohne Schwierigkeit den Zugang zu den Menschen aller Schichten, hier zu den Bauern, die nicht ohne Stolz vermerkten, daß ihr neuer Kaplan sein Geld nicht umsonst »verstudiert« habe<sup>86</sup>, und später zu den Bürgern des Kleinstädtchens Neuburg an der Donau, wohin man ihn nach Jahresfrist versetzte<sup>87</sup>. Er bewährte sich als ebenso kraftvoller wie warmherziger Prediger, als einfühlsamer, kluger Seelenführer und als geborener Pädagoge im Religionsunterricht besonders der Kleinen. Dennoch gelang es ihm nicht, mit dem erwählten Beruf sich selber innerlich zu identifizieren. Obwohl er mit Eifer seinen seelsorgerlichen Pflichten nachkam und ehrlich bemüht war, sich »zusammenzuhalten und die dem Priester auferlegte Lebensordnung zu erfüllen«<sup>88</sup>, blieb er im Priestertum ein Fremdling — mit Entsetzen wurde ihm dies je länger je mehr bewußt. Nach drei Jahren seelsorgerlicher Tätigkeit ergriff er 1907 mit Erlaubnis seines Bischofs — der ihm offen gestand, von niemandem auf seine Qualifikation aufmerksam gemacht worden zu sein<sup>89</sup> — die Gelegenheit, nach München zu-

<sup>80</sup> Joseph Bernhart, *Der Kaplan. Aufzeichnungen aus einem Leben*. Neu herausgegeben von Georg Schwaiger, Weissenhorn 41986.

<sup>81</sup> Bernhart, *Erinnerungen* I 235. — Manfred Weitlauff, »Modernismus litterarius«. Der »Katholische Literaturstreit«, die Zeitschrift »Hochland« und die Enzyklika »Pascendi dominici gregis« Pius' X. vom 8. September 1907, in: Beiträge zur altbayerischen Kirchengeschichte 37 (1988) 97–175.

<sup>82</sup> Bernhart, *Erinnerungen* I 210–215; II 1095 f.

<sup>83</sup> Ebd. I 236. — Zahlreiche Gedichte enthält Joseph Bernharts »Kaplanstagebuch«. Nachl. B. (siehe Anm. I).

<sup>84</sup> Bernhart, *Erinnerungen* I 235.

<sup>85</sup> Ebd. I 236.

<sup>86</sup> Ebd.

<sup>87</sup> Ebd. I 240–244.

<sup>88</sup> Ebd. I 235.

<sup>89</sup> Bischof Maximilian von Lingg an Joseph Bernhart, Augsburg, 5. Februar 1910. Ebd. II 1613 f.

rückzukehren und die Stelle eines Sekretärs und liturgischen Beraters der »Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst« anzunehmen<sup>90</sup>.

Die Förderung zeitgemäßer Kunst im Raum der Kirche war ihm ein Herzensanliegen, und er glaubte, durch sein Engagement in der genannten Gesellschaft, deren Präsident ebenfalls Georg von Hertling war, einen wichtigen Beitrag im Sinne des Verkündigungsauftrags der Kirche leisten zu können. Tatsächlich aber war sein Entschluß, sich in den Dienst dieser Gesellschaft zu begeben — mag er es sich selbst auch noch nicht eingestanden haben —, ein erster Schritt des Rückzugs aus einer Welt und ihren besonderen Lebensumständen, für die seine Natur nicht geschaffen war<sup>91</sup>. Mit der ihm eigenen Energie stellte er sich (bei äußerst kärglicher Besoldung) in den Dienst der neuen Aufgabe, knüpfte er Verbindungen zu Künstlern, zu Leo Samberger, einem exzellenten Porträtisten, zu Gebhard Fugel und anderen; er interpretierte ihre Werke, bemühte sich in Wort und Schrift, durch Vorträge landauf, landab und durch Broschüren, breiteren Kreisen die zeitgenössische religiöse Kunst (die uns schon wieder sehr ferne liegt) nahezubringen — und mußte am Ende einsehen, daß der Erfolg seines Einsatzes allzu bescheiden war. Spannungen mit zwei führenden Herren der Gesellschaft, deren beider Ziele nicht die seinen waren und die ihm obendrein zu große »Selbständigkeit« vorwarfen<sup>92</sup>, verleiteten ihm vollends die übernommene Aufgabe. So löste er nach einem Jahr sein Dienstverhältnis wieder, um nunmehr seine theologische Doktorpromotion vorzubereiten. Das Thema, das er sich für seine Dissertation wählte — Bernhard von Clairvaux und Meister Eckhart im Vergleich<sup>93</sup> —, führte ihn zu intensiver Auseinandersetzung mit der spätmittelalterlichen Mystik, einem vor allem katholischerseits vernachlässigten Bereich der Theologie- und Geistesgeschichte, dessen Erforschung ihm ebenfalls zu einer Lebensaufgabe wurde und fruchtbare Impulse verdankte. Nebenher profilierte er sich durch einige sehr substantielle Aufsätze als Mitarbeiter des »Hochland«, machte sich freilich damit zugleich bei jenen Kreisen suspekt, die das Programm des »Hochland« — nämlich eine gebildete katholische Leserschaft in kritische Fühlung mit der Kultur der Moderne zu bringen und so zur Überwindung der beklagten »katholischen Inferiorität« beizutragen — im sogenannten »Katholischen Literaturstreit« mit allen Mitteln bekämpften<sup>94</sup>. Immer wieder predigte er auch, mit großem Anklang, und stets hielt er sich für seelsorgerliche Aushilfen zur Verfügung.

Das Jahr 1907/08 im Dienst der »Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst« wäre in seinem Leben eine unbedeutende Episode geblieben, wenn es ihn nicht im Zusammenhang mit dieser seiner Tätigkeit und unmittelbar nach der Rückkehr von einer ausgedehnten Spanienreise<sup>95</sup> im Auftrag der Gesellschaft und in »Sondermission« der Prinzessin Ludwig Ferdinand von Bayern, einer spanischen Infantin, am Pfingstmontag 1908 zu

<sup>90</sup> Ebd. I 249–276.

<sup>91</sup> Siehe hierzu den höchst aufschlußreichen Briefwechsel mit Maria Schmitz, der nachmaligen Ersten Vorsitzenden des Vereins katholischer deutscher Lehrerinnen. Ebd. II 1689–1714 (Anhänge 40–44).

<sup>92</sup> Ebd. I 414.

<sup>93</sup> Joseph Bernhart, *Bernhardische und Eckhartische Mystik in ihren Beziehungen und Gegensätzen. Eine dogmengeschichtliche Untersuchung*, Kempten 1912.

<sup>94</sup> Bernhart, *Erinnerungen* I 505–540. — Weitlauff, »Modernismus litterarius« (siehe Anm. 81).

<sup>95</sup> Bernhart, *Erinnerungen* I 277–386.

der — im wahrsten Sinne des Wortes: ihn bestürzenden und überwältigenden — Begegnung mit einer ihm seelisch und geistig kongenialen Frau geführt hätte, die ihm zum Schicksal wurde: mit Elisabeth Nieland (1882–1943), einer Westfälin. Im Augenblick der ersten Begegnung der beiden einander völlig unbekanntem Menschen war — man kann es wohl nicht anders sagen — Gleichklang der Herzen, so wie der Begegnung beiderseits auch eine gleichermaßen merkwürdige Vorahnung vorausgegangen war, die man gewiß psychologisch erklären kann, die aber gleichwohl von beiden als »Bestimmung« empfunden wurde<sup>96</sup>. Aus der Begegnung, die eine lebhaft briefliche Korrespondenz nach sich zog — denn Elisabeth Nieland war als Sekretärin des »Vereins katholischer deutscher Lehrerinnen« in Boppard am Rhein beschäftigt —, erwuchs innige Freundschaft. Am Tag des Ausscheidens aus der »Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst« drängte es Joseph Bernhart, Elisabeth Nieland zu schreiben: »Ich betrachte dieses vergangene Jahr, diese konfliktreiche Stellung als den unendlich lohnenden Weg zu Ihnen«<sup>97</sup>. Aber die Konflikte, von denen er sich hier befreite, waren gering im Vergleich zu jenen nun ganz persönlichen Konflikten und Krisen, die in den folgenden Jahren »zwischen Eros und Priestertum«<sup>98</sup> über ihn und die so glücklich gewonnene Freundin hereinbrachen.

Äußerlich gesehen, schien sein Lebensgang zunächst unverändert. Er wirkte weiter in der Seelsorge, betätigte sich schriftstellerisch, erwarb sich auf Vortragsreisen als Redner einen Ruf und pflegte in München seinen immer zahlreicher und namhafter werdenden Freundeskreis, in dem auch Elisabeth Nieland, als sie einige Monate studienhalber in München weilte, herzliche Aufnahme fand. 1910 wurde er, da sich die Münchener Theologische Fakultät gegen ihn sperrte, an der Universität Würzburg auf Vorschlag des Schell-Freundes Franz Xaver Kiefl (1869–1928) zum Doktor der Theologie promoviert — und mußte es sich wehrlos gefallen lassen, daß man ihn beim Rigorosum zwischen den Fronten der auch dort — zuletzt durch den »Fall Schell« — gespaltenen Theologischen Fakultät zerrte<sup>99</sup>. Im selben Jahr wurde ihm, dem Neunundzwanzigjährigen, die Ehre zuteil, auf dem in Augsburg stattfindenden Deutschen Katholikentag als jüngster Redner in der ganzen Geschichte dieser Institution über »Bildungsaufgaben der deutschen Katholiken« referieren zu dürfen, mit großem Applaus, aber zugleich auch gegen den scharfen Protest des Churer Bischofs Georg Schmid von Grüneck (1851–1932, seit 1908 Bischof von Chur), der »diesen jungen ›Hochländer« von der Rednerliste gestrichen haben wollte und, weil man seinem Protest nicht stattgab, zusammen mit dem neuen Münchener Erzbischof Franziskus von Bettinger (1850–1917, seit 1909 Erzbischof von München und Freising, 1914 Kardinal) ostentativ abreiste<sup>100</sup>.

Innerlich waren es Jahre der Prüfung und Klärung, die beide, Joseph Bernhart und Elisabeth Nieland, unter höchsten seelischen Nöten, begleitet von schweren, monatelang anhaltenden Krankheitszuständen, die sich auch später nie mehr verloren, zur Entscheidung drängten. Beide machten sich diese Entscheidung nicht leicht. Sie mußte vor ihrem

<sup>96</sup> Ebd. I 285–287, 386–392; II 1642 f. (Anhang 29), 2044–2046.

<sup>97</sup> Joseph Bernhart an Elisabeth Nieland, München, 1. September 1908. Ebd. I 414 f.; II 2047–2050 (Faksimile).

<sup>98</sup> Ebd. I 416–607.

<sup>99</sup> Ebd. I 479–487.

<sup>100</sup> Ebd. I 496–505; II 1838–1857 (Anhang 91: Joseph Bernharts Katholikentagsrede).

Gewissen bestehen können, und sie wollten ehrlich vor der Welt leben: dazu waren sie fest entschlossen. Im Herbst 1910 ging Joseph Bernhart aus diesem Beweggrund nochmals in die reguläre Seelsorge des Bistums Augsburg zurück, als Benefiziat in Murnau<sup>101</sup>. Ein Jahr hielt es ihn dort. Dann war er sich endgültig darüber im klaren, daß er niemals hätte zum Weihealtar herantreten dürfen. Nicht seine Entscheidung für die Theologie, wohl aber seine Entscheidung für das Priestertum — so seine Gewissensüberzeugung — war ein Irrtum gewesen<sup>102</sup>. An seinem Verhältnis zur Kirche änderte dies nichts, sie war und blieb ihm wie eh und je geistige Heimat. Ihr mit seiner ganzen schriftstellerischen Kraft zu dienen, war und blieb ihm innerstes Bedürfnis. Doch zum Priester im landläufigen Sinn und unter den von der Kirche vorgegebenen gesetzlichen Bedingungen taugte er nicht. Es lag ihm fern, den priesterlichen Zölibat als solchen und dessen tiefen Sinn je in Frage zu stellen. Er betrachtete ihn als einen mächtigen Kraftquell der Kirche: »Er muß bleiben. Aber wer es ›nicht fassen kann‹, soll ohne Diffamierung abtreten können«<sup>103</sup>. Er für seine Person konnte nicht sein ohne die — von ihm in ganz umfassendem Sinn verstandene — Ergänzung durch die Frau. Als Priester war er, wie er später seinem Bischof gegenüber erklärte, »fehl am Orte«<sup>104</sup>. Sein Abschied von der Seelsorge war — so gesehen — ein Abschied für immer. »Wir wußten, daß unser beider Leben ein einiges werden mußte und nur der eheliche Bund uns helfen konnte«<sup>105</sup>. Nachdem er unter dem seelischen Druck, dem er ausgesetzt war, den Versuch, durch einen nochmaligen Studienanlauf an der Universität Jena sich auf einen weltlichen Beruf umzurüsten<sup>106</sup>, aufgegeben hatte und sich auch seine leisen Hoffnungen, die getroffene Entscheidung im Frieden mit der Kirche zu vollziehen, zerschlagen hatten, ging er am 15. Februar 1913 mit Elisabeth Nieland in London standesamtlich — und zunächst im geheimen — die Ehe ein<sup>107</sup>. Nur ganz wenige Freunde, darunter auch geistliche, waren eingeweiht, nicht jedoch seine Eltern und sein Bischof. Es war seine Absicht, sein Leben für die Zukunft als freier katholischer Schriftsteller einzurichten, in absoluter Loyalität gegenüber der Kirche. Die infolge seiner Eheschließung »ipso facto« eingetretene Exkommunikation, deren Konsequenzen er mit seiner Frau strikt beobachtete, konnte ihn in dieser Haltung nicht beirren.

Der Tatbestand der Verheimlichung der Eheschließung vor dem eigenen Bischof ist ein dunkler Punkt in Joseph Bernharts Leben, aus heutiger Sicht unbegreiflich, unentschuldigbar. Erklärbar ist dieser Schritt, den Joseph Bernhart und Elisabeth Nieland (beide!) nach fünfjährigem Ringen — und sie lebten in dieser Zeit nie unter einem Dach zusammen! — aus Gewissensüberzeugung vollzogen, »schweren Herzens, seelisch aufgerieben und physisch für Lebenszeit geschädigt«<sup>108</sup>, immerhin aus folgenden Gründen: Zum einen war es Joseph Bernhart aufrichtig darum zu tun, möglichst jeden öffentlichen Skandal um

<sup>101</sup> Ebd. I 540–579.

<sup>102</sup> Siehe hierzu: Joseph Bernhart an Maria Schmitz, Murnau, 17. und 24. Januar 1911. Ebd. II 1695–1704.

<sup>103</sup> Ebd. I 578.

<sup>104</sup> Joseph Bernhart an Bischof Maximilian von Lingg, München, 24. Januar 1919. Ebd. II 1640 f. (Anhang 27).

<sup>105</sup> Ebd. I 610.

<sup>106</sup> Ebd. I 579–607

<sup>107</sup> Ebd. I 638; II 1424 f.

<sup>108</sup> Joseph Bernhart an Abt Ildefons Herwegen von Maria Laach, 15. März 1920. Ebd. II 1719–1723 (Anhang 48), hier 1722.

seine Person zu vermeiden, zumal er durch seine Katholikentags-Rede 1910 über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt geworden war, als katholischer Schriftsteller sich bereits einen Namen erworben hatte und als Mitarbeiter des »Hochland« diese Zeitschrift nicht zusätzlich gefährden wollte. Man muß ja hierbei immer die gravierenden Umstände der Zeit bedenken, die dazu zwangen, seine Mitarbeit bei »Hochland« um fast zwei Jahrzehnte auszusetzen, und ihm auch anderwärts auf lange Jahre zumeist nur die Möglichkeit offen ließen, unter wechselnden Pseudonymen zu publizieren. Zum andern galt es — da »alle menschlichen Beweggründe gegenüber dem Gesetz der Kirche, wenn es ihnen entgegensteht, für die Verteidigung hinfällig sind«<sup>109</sup> —, einen mit seinem Gewissen vereinbarlichen Ausweg aus der durch die bürgerliche Eheschließung geschaffenen existentiellen und wirtschaftlichen Notlage zu finden. Er mußte bei Bekanntwerden des Tatbestands mit der Ächtung in der gläubigen katholischen Welt rechnen, was sein Wirken als katholischer Schriftsteller, der er aus Herzensdrang und tiefer Überzeugung war und weiterhin sein wollte, unmöglich gemacht haben würde. Hätte er seinen Bischof informiert, wäre dieser gezwungen gewesen, über ihn sofort formell und öffentlich die dem Apostolischen Stuhl reservierte Exkommunikation zu verhängen. Joseph Bernhart suchte Zeit zu gewinnen, um — so seine Hoffnung — öffentlich beweisen zu können, daß er kein »Apostat« war »und mit gelegentlichen Äußerungen zur Reform nur das Beste der Kirche, beileibe keine Irrlehre meinte«<sup>110</sup>. So lebte das Paar, nach dem gescheiterten Versuch, in Berlin Boden unter den Füßen zu gewinnen, seit Herbst 1913 in München (1914–1917 in Gräfelfing) ansässig, seine Ehe für die nächsten Jahre »clandestin«, zeitweise in räumlicher Trennung. Im übrigen ging Joseph Bernhart von der fälschlichen Annahme aus, daß seine Londoner Eheschließung in Deutschland und insbesondere im Königreich Bayern überhaupt keine Gültigkeit habe. Erst im Herbst 1918 wurde er über diesen seinen Irrtum aufgeklärt, worauf er der Königlichen Polizeidirektion in München über seine Eheschließung unverzüglich Mitteilung machte<sup>111</sup> — etwa zum nämlichen Zeitpunkt, als auch sein Bischof von dieser Eheschließung »Wind bekam«<sup>112</sup>.

Doch mit der tiefste Grund für die Geheimhaltung der Heirat war Joseph Bernharts Rücksichtnahme auf seine Eltern, vor allem auf seinen Vater. Man hatte ihm dringend geraten, »erst nach der vollendeten Tatsache mit ihnen zu sprechen«<sup>113</sup>. Aber dazu kam es dann nicht; der Sohn brachte es — nach einem ersten Anlauf — nicht übers Herz, dem Vater die Wahrheit, die dieser mit der Zeit gleichwohl zu ahnen schien, zu offenbaren, aus Furcht, er würde an ihr innerlich zerbrechen. Ohne erfahren zu haben, »wer sein geliebter Sohn eigentlich gewesen ist«, starb der Vater im April 1916<sup>114</sup>. »Ich ... erfaßte noch einmal die erkaltete Hand und blieb lange allein. Hätte ich mich ihm doch eröffnen statt verschließen sollen? Mein alter Zwiespalt wurde angesichts der Leiche noch

<sup>109</sup> Joseph Bernhart an Bischof Maximilian von Lingg, München, 24. Januar 1919 (siehe Anm. 104).

<sup>110</sup> Ebd. I 636.

<sup>111</sup> Joseph Bernhart an die Königliche Polizeidirektion München, Oberallmannshausen, 1. September 1918. Ebd. II 1715 (Anhang 45).

<sup>112</sup> Bischof Maximilian von Lingg, an Joseph Bernhart, Augsburg, 8. Januar 1919. Ebd. II 1639 (Anhang 25); I 829f.

<sup>113</sup> Ebd. I 615.

<sup>114</sup> Ebd. I 740–743.

schmerzlicher als zuvor. Im Verschweigen hatte ich geglaubt der Kindespflicht des Verschönens zu folgen, im Angesicht des Toten wünschte ich, daß ich ihm offen und ehrlich die Wahrheit gesagt hätte. ... meine Gedanken kreisten hartnäckig um ein lateinisches Diktum, das mich zugleich verklagte und entschuldigte: *facto pius, sceleratus eodem*, was besagt, daß der Mensch mit einem und demselben Tun zum Frommen und zum Ruchlosen werden kann ...«<sup>115</sup>. Bei der Mutter bewirkte dann die Eröffnung einen seelischen Zusammenbruch, doch siegte allmählich ihr mütterliches Herz<sup>116</sup>.

Nicht zuletzt dank seiner Diskretion und unbezweifelbaren kirchlich-loyalen Haltung glückte es Joseph Bernhart, zu erweisen, daß er durch Niederlegung des Priesteramtes und Heirat nicht zum Apostaten geworden war — obwohl er seinem ihm stets gewogenen und auch jetzt gewogen bleibenden Bischof Maximilian von Lingg erst im Januar 1919, nachdem diesem »durch das Gerücht die Wahrheit« zu Ohren gekommen war<sup>117</sup>, von seiner Eheschließung in Kenntnis setzte, »bei der Hoffnung« sich bescheidend — wie er schrieb —, »daß Euer Gnaden den Abgang eines Klerikers, der fehl am Orte war, verwinden werden ...«<sup>118</sup>. Verdächtigungen, Verleumdungen und Demütigungen blieben ihm zwar nicht erspart, und in seiner Wirksamkeit war er über Jahrzehnte erheblich eingeschränkt; doch entrann er dem bitteren Schicksal der Verfemung, dem kaum einer entging, der als geweihter Priester den Entschluß zur Heirat faßte. Es sei nur erinnert an den traurigen »Fall Joseph Wittig«, der freilich andere, nämlich zeitbedingte »doktrinäre« Ursachen hatte<sup>119</sup>. Joseph Bernhart vermochte sich jedenfalls als katholischen Schriftsteller zu behaupten, entsprechend seinem früheren Wunsch, »als Schreibender einmal einiges Gute über die Menschen zu vermögen«<sup>120</sup>. Auch hielten ihm viele seiner alten Freunde, geistliche und weltliche, unverbrüchlich die Treue; und durch seine ebenso tiefgründigen wie geistvollen Schriften, Aufsätze, Vorträge, durch die er auf seine Weise eminent seelsorgerlich wirkte, tröstend, ermutigend, aufrüttelnd, geistlich-geistigen Halt vermittelnd, zur Wachsamkeit mahnend, zumal in der Notzeit der Gewaltherrschaft des Nationalsozialismus, dessen Unmenschlichkeit er mit aller Schärfe diagnostizierte, als nicht wenige Kirchenhäupter noch auf einen »Brückenschlag« vertrauten, auch durch seine stete Bereitschaft zum Gespräch, gewann er innerhalb und außerhalb der Kirche neue Freunde hinzu, die (oftmals unsichtbar) schützend ihre Hand über ihn hielten. Am Tag vor den Märzahlen 1933 — und wenige Wochen vor dem Einsetzen der Verhandlungen über ein Reichskonkordat — wagte er, nicht etwa an entlegener Stelle, sondern in einem Artikel der »Münchner Neuesten Nachrichten« (vom 5. März 1933) und mit vollem Namen zu schreiben: Das Christentum sei die einzige Macht, welche Recht und

<sup>115</sup>Ebd. I 742 f.; II 1484–1486, 1653–1656 (Anhang 35).

<sup>116</sup>Ebd. I 743 f.; II 1487 (Aussage der Schwester Joseph Bernharts).

<sup>117</sup>Ebd. I 829.

<sup>118</sup>Joseph Bernhart an Bischof Maximilian von Lingg, München, 24. Januar 1919 (siehe Anm. 104).

<sup>119</sup>Zum »Fall Joseph Wittig« siehe: Joseph Wittig, *Meine ›Erlösten‹ in Buße, Kampf und Wehr* (= Bücher der Wiedergeburt), Habelschwerdt 1923; Eugen Rosenstock–Joseph Wittig, *Das Alter der Kirche. Kapitel und Akten*, Berlin 1927; Joseph Wittig, *Roman mit Gott. Tagebuchblätter der Anfechtung*, Stuttgart 1950. — Theoderich Kampmann–Rudolf Padberg (Hrg.), *Der Fall Josef Wittig fünfzig Jahre danach*, Paderborn 1975.

<sup>120</sup>Zit. in: Max Rößler, Joseph Bernhart, Theologe, Kulturphilosoph, Schriftsteller (1881–1969), in: Adolf Layer (Hrg.), *Lebensbilder aus dem Bayerischen Schwaben XII. Weißenhorn 1980*, 311–336, hier 318. — Bernhart, *Erinnerungen* I 438.

Pflicht habe, den »neuen Herolden des Nationalismus die Posaunen vom Munde zu schlagen«<sup>121</sup>.

Um so härter beschwerte ihn der Konflikt mit seiner Kirche, der Ausschluß von den Sakramenten. Aber gereift im Leiden am (für den gläubigen und wissenden Historiker wahrhaft tragischen) Doppelcharakter der Kirche als »divina institutio«, wie sein Glaube ihn lehrte, und »humana ministratio«, wie er sie hautnah erfuhr, und geläutert in der noch tieferen Not zwischen »ratio« und »fides« eines kritisch wachen philosophischen und theologischen Denkens, tangierte dieser Konflikt weder seine religiöse Überzeugung noch seine kirchliche Gesinnung. Fast drei Jahrzehnte kämpfte er um die kirchliche Anerkennung seiner Ehe und um Dispens von den mit den höheren Weihen übernommenen »onera«<sup>122</sup>. Der Augsburger Bischof Joseph Kumpfmüller (1869–1949, seit 1930 Bischof von Augsburg) nahm sich aus eigenem Antrieb seiner Sache an, lud Joseph Bernhart von sich aus zu einem Gespräch nach Augsburg<sup>123</sup>, setzte in Rom die Einleitung eines kanonischen Verfahrens durch und wurde persönlich bei Pius XI. vorgestellt<sup>124</sup>. Joseph Bernhart und seine Frau unterwarfen sich peinlichsten Verhören durch den »iudex subdelegatus«<sup>125</sup>, die beide tief verwundeten<sup>126</sup>. Nach über zweijähriger Prozeßdauer erhielt Joseph Bernhart Anfang 1939 die Mitteilung, daß die zuständige römische Kongregation wegen der Konsequenzen seine Angelegenheit negativ entschieden hatte<sup>127</sup>. Doch Ende September desselben Jahres erlangte das Ehepaar Bernhart auf dem Gnadenweg und lediglich »pro sacramentali foro interno« die Wiedenzulassung zu den Sakramenten und offensichtlich auch die »sanatio« ihrer Ehe — dies alles nur mündlich und unter der Auflage strengsten Stillschweigens aller an der Sache Beteiligten —, endlich am 21. Januar 1942 — knapp zwei Jahre vor dem Tod Elisabeth Nielands — durch die Pönitentiarie die formelle Aufhebung der Exkommunikation, verbunden mit der Laisierung Joseph Bernharts,

---

<sup>121</sup> Joseph Bernhart, Arche in der Sintflut. Bayerns Sinn und Aufgabe, in: Münchner Neueste Nachrichten vom 5. März 1933. Wieder abgedruckt in: Bewährtes, Gewährtes, Gemehrtes Erbe. Festschrift für Joseph Ernst Fürst Fugger von Glött, Zürich 1965, 24–30. — Vgl. auch die übrigen Publikationen Joseph Bernharts um 1933. — Zu den Konkordatsverhandlungen Hitlers und deren Beginn siehe: Klaus Scholder, Die Kirchen und das Dritte Reich. I. Vorgeschichte und Zeit der Illusionen 1918–1934, Frankfurt a. M.–Berlin–Wien 1977, 482–524.

<sup>122</sup> Siehe hierzu die Dokumente in: Bernhart, Erinnerungen II 1716–1756 (Anhänge 46–67).

<sup>123</sup> Bischof Joseph Kumpfmüller an Benefiziat Franz Xaver Reiter in Türkheim, Augsburg, 10. Januar 1936. Ebd. II 1732f. (Anhang 55).

<sup>124</sup> Dies bestätigt unter anderem ein Brief des damaligen bischöflichen Sekretärs Josef Kunstmann an Joseph Bernhart, Augsburg, 24. April 1940: »... ich kenne aus amtlicher Eigenschaft Ihre persönlichen Verhältnisse so genau wie nur ganz wenige Menschen und nehme daran tiefen Anteil. ... Unser hochwürdiger Ordinarius [Bischof Joseph Kumpfmüller] ... grüßt Sie herzlich. Sie wissen doch, daß Sie an ihm den wärmsten Anwalt haben — obwohl er ein so ganz anderer Mensch ist als Sie (und ich) ... — Ich habe selbst beim verstorbenen hl. Vater [Pius XI.] sein dürfen und hören und sehen dürfen, wie Reverendissimus für Sie depreciert hat.« — Dazu die Gesprächsnotiz Joseph Bernharts: »Bischof Joseph Kumpfmüller sagte, er hätte lebhaftes Interesse, wie es um meine Ehe stehe. Jetzt bin ich in Rom gewesen, da habe ich mit dem Heiligen Vater auch über Ihren Fall gesprochen. Er hat auf seinem Pult einen Zettel geschrieben, daß er die Sache weiter verfolgen muß, damit die Sache ins Reine komme. Aber Pius [XI.] ist vorher gestorben.« Nachl. B. (siehe Anm. 1).

<sup>125</sup> Siehe: Bernhart, Erinnerungen II 965 f.

<sup>126</sup> Siehe Elisabeth Bernharts Brief an Prof. Dr. Laurentius Bauer, den »iudex subdelegatus«, Türkheim, Februar 1937. Ebd. II 1743–1746 (Anhang 60).

<sup>127</sup> Bischof Joseph Kumpfmüller an Joseph Bernhart, Augsburg, 19. Januar 1939. Ebd. II 1747 (Anhang 61).

aber ohne Dispens vom Zölibat, vielmehr mit der Auflage der »cohabitatio fraterna«, des Zusammenlebens wie Bruder und Schwester<sup>128</sup>.

»Bei der Kurie vom Humanen her zu argumentieren ist vergeblich. Habemus legem. Selbst bischöfliches Wohlwollen, das etwa für Sie einträte, wiegt dort wenig. Ich weiß aus harter Erfahrung, daß selbst die allerhöchste Geneigtheit nicht durchdringt, wenn auch nur Eine gewichtige Gegenstimme zwar die Argumente des Petenten anerkennt, aber trotzdem peremptorisch erklärt: Wir können nicht — wegen der Konsequenzen«: so Joseph Bernhart in einem Brief vom 1958<sup>129</sup>. »Und wir haben ein Gesetz ...«: Unter dieser Überschrift wollte Joseph Bernhart das schwierige Kapitel der Irrungen und Wirrungen des Prozesses um die kirchliche Anerkennung seiner Ehe am 19. Februar 1969 in Angriff nehmen. Das Material war bereitgelegt<sup>130</sup>. Doch noch am Abend des 18. Februar trat der Todesengel an seine Seite und nahm ihm die Feder aus der Hand. Ein Schlaganfall warf ihn nieder. Drei Tage später starb er.

Das literarische Werk aber, das er hinterließ — so bunt gefächert der Themenkreis ist —, war ihm zum guten Teil aus der ungeheuren Spannung seines Lebensschicksals, aus den Konflikten, die er durchzustehen hatte, erwachsen. Das »Zwiegespräch« am Sarg seines Vaters und der Erste Weltkrieg »mit all seinen Verstrickungen von Schuld und Recht« inspirierte ihn zu seiner 1917 erschienen Schrift »Tragik im Weltlauf«, deren düsteres Thema ihm selbst »und vielen andern zur befreienden Anschauung aller Dinge« wurde<sup>131</sup> — kein Geringerer als Thomas Mann fühlte sich von der Lektüre dieser Schrift tief berührt<sup>132</sup>. Und die hier angerissene unendliche Frage des Antinomischen, der Aporie, und die hinter dieser Frage stehende Urfrage nach dem Bösen, seinem »Woher« und »Wozu«, und über alledem das unergründliche Rätsel der Verborgenheit Gottes ließen ihn nicht mehr los. Immer von neuem thematisierte er diese erregende Problematik, suchte er nach Wegen zu einer Antwort, im klaren Bewußtsein dessen allerdings, daß es eine *intellektuell* zu bewältigende Lösung im letzten nicht gibt. Und die von ihm sehr wachen Blickes beobachtete politische Entwicklung der dreißiger Jahre, dann die Katastrophe des Zweiten Weltkriegs verstärkten noch diese Tendenz in seinem Schaffen. Schon die Titel seiner seit diesen dreißiger Jahren — der fruchtbarsten schriftstellerischen Periode seines Lebens — erschienenen Werke »Sinn der Geschichte« (1931)<sup>133</sup>, »De profundis« (1935)<sup>134</sup>, »Geheimnis der Bosheit« (1944)<sup>135</sup>, »Das Dämonische in der Geschichte« (1945)<sup>136</sup>, »Problematik der Humanitas« (1946)<sup>137</sup>, »Chaos und Dämonie. Von den gött-

<sup>128</sup> Kardinal Maglione an Bischof Dr. Joseph Kumpfmüller, Vatikan, 3. Dezember 1939; Dekret der Sacra Paenitentia Apostolica, Rom, 23. Januar 1942. Nachl. B. (siehe Anm. 1). — Zum ganzen Verfahren siehe den Beitrag von Heribert Schmitz in diesem Heft.

<sup>129</sup> Joseph Bernhart an Vikar Rudolf Auchter, Türkheim, 8. Juli 1958. Nachl. B. (siehe Anm. 1).

<sup>130</sup> Auskunft von Frau Franziska Wenger.

<sup>131</sup> Bernhart, Erinnerungen I 743. — Joseph Bernhart, Tragik im Weltlauf [1917]. Herausgegeben von Manfred Weillauff, Weißenhorn 1990.

<sup>132</sup> Thomas Mann an Joseph Bernhart, München, 30. November 1917. Abgedruckt in: Bernhart, Erinnerungen I 768 f.

<sup>133</sup> Joseph Bernhart, Sinn der Geschichte (= Geschichte der führenden Völker I), Freiburg i. Br. 1931.

<sup>134</sup> Joseph Bernhart, De profundis [1935], Weißenhorn <sup>5</sup>1985 (mit einem Vorwort zur Neuauflage von Eugen Biser).

<sup>135</sup> Joseph Bernhart, Geheimnis der Bosheit [1944], in: Tragik im Weltlauf (siehe Anm. 131) 143–170.

<sup>136</sup> Joseph Bernhart, Das Dämonische in der Geschichte [1945]. Ebd. 191–218.

lichen Schatten der Schöpfung« (1950)<sup>138</sup>, »Die unbeweinte Kreatur. Reflexionen über das Tier« (1961)<sup>139</sup> artikulieren, was ihn bewegte, umtrieb und in Unruhe hielt auf der »Suche nach dem Sinn« — des Antinomischen, des Gegensätzlichen, im Menschenleben, in der ganzen Verfassung dieser Weltgestalt, auch im offenbaren Zwiespalt von Vernunft und Glauben, immer darum besorgt, dem religiös verunsicherten, zweifelnden, suchenden Menschen im Kontext der wechselnden Fragen und Forderungen des Tages aus seiner eigenen Glaubens- und Lebenserfahrung, aus seiner existentiell-theologischen Erkenntnis heraus Orientierungshilfen anzubieten, mögliche Wege aufzuzeigen, damit er von Ansichten zu Einsichten fortschreite. Im Grunde war Joseph Bernharts gewiß aus den Quellen des Christentums schöpfendes, aber zugleich im weiten Horizont der abendländischen Geistesgeschichte sich bewegendes denkerisches Bemühen durchgehend getragen von der *einen* Sorge, daß der Mensch im Sog der unentwegt zur Herrschaft strebenden menschenfeindlichen Mächte nicht sein menschliches Antlitz verliere, und eben deshalb stellte er dem angeborenen verführerischen Drang zum Menschenmöglichen in mannigfacher Variation die Frage nach dem Menschengemäßen entgegen.

Und Joseph Bernhart schrieb nicht als einer, der am Schreibtisch »ex professo« sein theologisches »Geschäft« betreibt; er schrieb als ein zuinnerst Betroffener, mit Herzblut, nicht selten mit blutendem Herzen — auch nicht wenige Passagen seiner »Erinnerungen«.

---

<sup>137</sup> Joseph Bernhart, Problematik der Humanitas [1946]. Ebd. 219–243.

<sup>138</sup> Joseph Bernhart, Chaos und Dämonie. Von den göttlichen Schatten der Schöpfung [1950]. Neu herausgegeben von Georg Schwaiger, Weißenhorn 1988.

<sup>139</sup> Joseph Bernhart, Die unbeweinte Kreatur. Reflexionen über das Tier [1961]. Neu herausgegeben von Georg Schwaiger, Weißenhorn 1987.